



# LEBEN NACH LUTHER

Das evangelische Pfarrhaus gestern, heute und morgen

**Themenheft zu Veranstaltungen und Ausstellung**  
»Leben nach Luther. Eine Kulturgeschichte des evangelischen Pfarrhauses«

# Liebe Leserinnen und Leser,

## Bildprogramm

Die Fotos  
und Illustrationen  
dieses Themenheftes

Die Entstehung dieses Themenheftes ist eng mit der Frage nach der adäquaten Darstellung eines Themas verbunden, dessen lebendige Wirkkraft an vielen individuellen Faktoren hängt. Welche Aufgabe hat ein Bild in einer derartigen Publikation? Dient es der Illustration? Ist es eine Hilfestellung für den Text, greift damit aber auch in die Phantasie der Leser ein? Oder steht es für sich und hat eine eigene Sprache und einen eigenen Zugang zum Thema? Überzeugt von der Kraft der Bilder und in dem Wunsch, mit ihnen eigene Geschichten zu erzählen, sind wir mit dem Fotografen und Lehrer Ludwig Rauch und seinen Schülern an der Ostkreuzschule für Fotografie und Gestaltung in Berlin zum Thema *Das Pfarrhaus heute* ins Gespräch gekommen. Die gemeinsam geführte Diskussion um die Erlebbarkeit von berufsbedingt gestalteten und bewohnten Häusern und die Frage ihrer Abbildbarkeit hat die jungen Fotografinnen und Fotografen Robert Funke, Jakob Ganslmeier, Aras Gökten, Fabian Klusmeyer, Katarzyna Mazur und Yana Wernicke in die verschiedensten Regionen Deutschlands geführt. Ihre Portraits spiegeln die Vielfalt der Häuser und ihrer Bewohner. Der renommierte Fotograf Andreas Schoelzel hat die drei Gespräche zum Thema begleitet.

Die mit leichter Hand gezeichneten Portraits prominenter Pfarrhauskinder und die Assoziationen zum Thema *Das Pfarrhaus ist ein Konzerthaus ist ein ...* stammen von der Berliner Illustratorin Imke Trostbach. Ihr Zugang verdeutlicht einmal mehr die nuancenreiche Sprache von Bildern. Und die Gesichter des Pfarrhauses. Klaus-Martin Bresgott

Mit der Sonderausstellung *Leben nach Luther. Eine Kulturgeschichte des evangelischen Pfarrhauses*, die im Rahmen der Lutherdekade großzügig vom Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien unterstützt wird, nimmt das Deutsche Historische Museum (DHM) in Berlin einen Lebensraum ins Visier, der weit mehr war und ist als nur die Wohnstätte des evangelischen Pfarrers: Entstanden aus einem neuen Verständnis geistlichen Lebens, das sich dem profanen Leben – Familie, Bildung, Kultur und Politik – als Teil des Gemeindelebens öffnete, hat es über die Jahrhunderte Spuren in der Gesellschaft, in den Künsten und der Politik hinterlassen.


Das Begleitheft zur Sonderausstellung geht diesen Nebenwirkungen des Pfarrhauses entlang exemplarischer Seitenblicke in die Ausstellung mit den »Ausstellungsfenstern« nach: Von den Anfängen des Modells Pfarrhaus als umgenutztes Kloster über seine Entwicklung und Idealisierung zum Hort der Bildung, der Künste und der Macht – *Von Gestern*; bis hin zu seiner Bedeutung für die jüngere politische und gesellschaftliche Geschichte Deutschlands – *Bis Heute*. Und wagt einen Blick in die Zukunft – *Für Morgen*: Wird sich das Modell Pfarrhaus angesichts einer älter, bunter und individueller werdenden Gesellschaft auf Dauer bewähren – und wie wird es sich verändern?

Dabei zeigt sich, dass die Frage nach dem Pfarrhaus schwerlich mit einem Satz zu beantworten ist. Denn das Pfarrhaus war und ist vieles: Bibliothek, Spielplatz, Konzerthaus oder Telefonzelle ... je nachdem, wer es mit welchen Bedürfnissen betrat (siehe Illustrationen von Imke Trostbach). Und seine Bewohner waren und sind so verschieden wie die Architekturen ihrer Lebensräume (siehe Fotoreportagen der Studierenden an der Ostkreuzschule für Fotografie und Gestaltung) – ganz zu schweigen von denen, die diese Lebensräume verließen, um andere berufliche Wege einzuschlagen als ihre Eltern – *Das Pfarrhaus als Elternhaus*.

Das vorliegende Themenheft lebt in den Textbeiträgen von diesen verschiedenen Perspektiven und den verschiedenen Erfahrungsräumen, die das Pfarrhaus öffnet. So wie es auch von den Perspektiven derer lebt, die dazu beigetragen haben: Der Fachbereich Bildung und Vermittlung des Deutschen Historischen Museums, die Internationale Martin Luther Stiftung (IMLS) und das Kulturbüro des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) in der Redaktion samt den Autorinnen und Autoren, mit denen sich gesellschaftliche, kulturelle und kirchliche Perspektiven kommentieren und ergänzen. Was daraus entstanden ist, ist ein Kaleidoskop von Texten und Bildern, die sich gegenseitig bereichern und ergänzen, wertschätzen und in Frage stellen und am Ende im Mikrokosmos von 68 Seiten den Kosmos Pfarrhaus abbilden, wie er sich den Mitwirkenden an diesem Themenheft eröffnet hat – mit seinen Menschen und seinen Häusern, die alle auf ihre Art Teil dieses Kosmos sind.

Wir danken allen, die an diesem Themenheft mitgewirkt haben und wünschen Ihnen eine anregende Lektüre!

Petra Bahr, Klaus-Martin Bresgott und Hannes Langbein  
Kulturbüro des Rates der EKD, Berlin



Titelseite Pfarrhaus Nastätten im Taunus mit Pfarrerin Anne-Bärbel Ruf-Körver und Pfarrer Kristian Körver (siehe Seite 31). Diese Seite Pfarrhaus Bertholdsdorf im Landkreis Ansbach, erbaut 1734 von Landbauinspektor Johann David Steingruber. Pfarrer Bischof a.D. Johannes Friedrich, geboren 1948 in Bielefeld, Studium der Evangelischen Theologie in Erlangen und Tübingen, von 1999 bis 2011 Bischof der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern, seit Februar 2012 Pfarrer in Bertholdsdorf, außerdem Mitglied des Rates der EKD.

Wenn ein weißes Band über der Klinke an der Tür zum Studierzimmer meines Vater hing, dann durften wir nicht stören, dann erstarb das laute Lachen, sobald wir aus dem Wohnzimmer in den Flur stürmten. Der Appetit zu lärmen und zu raufen verflog, unsere Bewegungen verlangsamten sich, als würde ein Film auf Zeitlupe umspringen. An jenem frühen Nachmittag bremste mein Bruder Henk so stark, dass ich mit der Nase gegen seinen Rücken knallte, ich filterte den Schmerz heraus, sperrte die Tränen weg und rief meine Stimmbänder zur Ordnung, spannte ängstlich mein Gehör, ob mein Vater durch die Tür uns ermahnte, dann schlichen wir über die Veranda in den Garten, mieden das für Stunden sedierte Haus.

Ich ließ mich vom hohen Gras an den bloßen Waden streicheln, der Geruch von vergorenen Äpfeln stachelte den Appetit zu lärmen wieder an, ich vergaß meinen Schmerz, vergaß meine Note Drei in Latein und vergaß, warum mich mein Bruder Henk auf dem Nachhauseweg von der Schule gepiesackt hatte. Quietend protestierte mein Bruder, als ich ihn kitzelte, ich stellte ihm ein Bein, im Fallen riss er mich mit sich, wir balgten mi-

durchsichtiger. Stets gegen vier mussten wir uns im Studierzimmer unseres Vaters einfinden, unsere Eltern tranken dann an einem kleinen Tisch Tee, wir stellten uns vor ihnen auf, im Rücken die deckenhohen Regale mit den vielen dickleibigen Büchern, die uns mit tausend Augen beobachteten. Auf dem Gesicht meines Vaters hatte sich ein Glanz versammelt, der stets nur um vier dort anzutreffen war. Ich hielt seinem Blick stand, obwohl meine Nase die Augen auf die Schüssel mit dem Apfelkompott mit Vanillesauce lenken wollte. Im äußerten Sichtfeld entdeckte ich zwei Löffel.

»Nun denn.« Mein Vater sprach durch Pausen. »In Latein gab es nur eine Drei.« Er nickte. »Ich habe mir die Drei aufs Gewissen gelegt.« Mein Vater nickte erneut. »Wie weise doch, dass unsere Mutter nur eine Schüssel mit Apfelkompott hergerichtet hat.« Meine Nase und mein Gaumen revoltierten. Ich nickte jetzt auch. »Wir wollen es so halten: Wenn dein Bruder die Antwort auf die kleine Prüfung nicht weiß, du ihm aber beibringst, dann dürft ihr euch das Kompott teilen. Findest du das gerecht?« In einem schnellen Rhythmus schlossen sich die Lider über meine Augen, um die aufsteigenden Tränen zu

# Es war einmal ... Das jüngste Gericht Eine Idylle

Klaas Huizing

nutenlang herum, er wollte mich in ein Schwein verwandeln, ich ihn in ein Mädchen, wir vereinbarten rülpfend einen Waffenstillstand, rangen nach Luft, torkelten wie Betrunkene zu unseren beiden Hängematten, ließen uns hineinfallen und verschluckten den Himmel. Auch an jenem Nachmittag musste ich nur bis zehn zählen, bis mein Bruder unter seinem Hemd seinen Lieblingscomic *Bessie* hervorholte, kurz den Kopf hob und zum Haus hinüberlinste, noch einmal rülpste und dann Abenteuer im wilden Wyoming erlebte. Ich spürte ganz konzentriert dieser beinahe keuschen Berührung nach, die mir auf dem streng bewachten Schulhof gelungen war, als eine Gesprächspause sich zwischen Fenni und mir gepresst hatte, ich mich zu ihr hinüberbeugte und ihr einen Kuss auf die Wange hauchte. Ich schlang beide Arme um mich, wollte mich überlisten, schloss die Augen und schmeckte noch einmal die Lippen ab, döste vielleicht dreißig Minuten lang, bis die mütterwarme Stimme meinen Tagtraum zerplatzen ließ. Henk sprang als Erster aus der Hängematte, rollte mit dem Nacken, als wollte er die noch frische Abenteuergeschichte gleichmäßig im Kopf verteilen, versteckte dann den Comic in einem hohlen Baumstumpf und gab mir einen Schubs: »Komm, das jüngste Gericht wartet.« Mit jedem Schritt Richtung Haus wurde Henk

unterdrücken. »Nun also, Henk. Wie hieß der Mann, dessen Frau zwei Mal von einem Engel besucht wurde, der ihr die Geburt eines später berühmten Richters ankündigte?« Henk neben mir war inzwischen ganz durchscheinend, deshalb ging die Frage durch ihn hindurch. Wie bei einer Krähe ruckte der Kopf meines Vater in meine Richtung. »Manoah«, flüsterte ich. »Und der Sohn wird Simson heißen.« Der Kopf meines Vater ruckte zu meiner Mutter, die kaum sichtbar lächelte. »Teilt gerecht, Kinder.« Ich nahm die Schüssel, deutete einen Diener an und ging. Der Schatten meines Bruder folgte mir. In seiner Hängematte wirkte er auf mich immer noch so, als könne er keine feste Nahrung zu sich nehmen. »Streber«, sagte er und knaufte mich in die Seite. »Ich habe gesehen, wie du Fenni geküsst hast.« Dann schloss er die Augen und schwieg. Das Haus vor uns erstrahlte, als sei der Glanz auf dem Gesicht meines Vaters auf die Außenwände gewandert. In meinen Ohren flüsterte die Stille.

**Klaas Huizing**, geboren 1958 in Nordhorn, studierte neben Evangelischer Theologie auch Philosophie, ist Professor für Systematische Theologie und Gegenwartsfragen an der Universität Würzburg und Schriftsteller (zuletzt 2012 *Mein Süßkind. Ein Jesus-Roman*).

Leben nach Luther Themenheft

# Inhalt

## Von Gestern Die Geschichte des Pfarrhauses

6

**Ein Kloster  
wird Pfarrhaus**

Über die Anfänge eines Modells

**Christopher Spehr**

10

**Ethos und Idyll**

Die Idealisierung des  
Pfarrhauses

**Christine Eichel**

14

**Das deutsche Pfarrhaus**

Ein hervorragender Ort,  
die Künste zu fördern –  
und zu hemmen

**Dirk Pilz**

21

**»Himmlische Akademie«  
und Kunstdünger**

Das Pfarrhaus als Bildungskosmos

**Stephan Schaede**

25

**Es gibt keine  
männlichen Heilsfiguren mehr**

Die Pastorin **Sindy Altenburg** und  
der pensionierte Pastor **Klaus Hartig**

über den schwierigen Weg  
von der Betreuungs-  
zur Beteiligungskirche

## Bis Heute Alltag und Anforderungen

30

**Kirchenbücher –  
Grundlage für Ariernachweise  
und Judenverfolgung**

Das Pfarrhaus

im Nationalsozialismus

**Hansjörg Buss und  
Stephan Linck**

35

**Das Pfarrhaus in der DDR**

Zwischen Bildungsbürgertum  
und Politik

**Markus Meckel**

40

**Ein Fremdling  
soll bei euch wohnen  
wie ein Einheimischer**

Kirchenasyl in Aurich-Sandhorst

**Christel und Guenter Selbach**

44

**Pfarrfrauen  
und Frauen von Pfarrern**

Persönliche Einsichten einer Pfarrfrau

**Caritas Führer**

48

**Ein Samen, der wachsen wird**

Die Unternehmerin **Claudia Langer** und der  
Geschäftsführer **Bernhard Lorentz** über  
das, was Pfarrerseltern einem mitgeben

## Für Morgen Herausforderungen für die Zukunft

52

**Ideal  
und Wirklichkeit**

Wie sieht das evangelische  
Pfarrhaus aus?

**Isolde Karle**

55

**Das jüdische Pfarrhaus**

Wie wohnt  
eine Rabbinerin?

**Gesa S. Ederberg**

56

**Das islamische Pfarrhaus**

Wie wohnt  
ein Imam?

**Ender Çetin**

59

**»Licht in der finsternen  
Heidenwelt«**

Weltweite Missionsarbeit  
im Pfarrhaus in Übersee

**Ulrich Schöntube**

64

**Es kommt darauf an,  
was Pfarrer daraus machen**

Die Theologiestudierenden

**Nancy Rahn** und **Wolfgang M. Klein**  
über das Potenzial eines Pfarrhauses und  
den zukünftigen Protestantismus

### Das Pfarrhaus als Elternhaus

Was habe ich aus meiner Kindheit in einem Pfarrhaus mitgenommen?

6 Friedrich Nietzsche 10 Gerhard Schöne 14 Raphael Alpermann 21 Hartmut Volle  
23 Heinrich Schliemann 30 Albert Schweitzer 33 Stephan Dorgerloh 35 Renate Meinhof 39 Hermann Hesse  
43 Katharina Schwabedissen 44 Gabriele Wohmann 52 Gudrun Ensslin 59 David Gill

### »Ausstellungsfenster« zur begleiteten Ausstellung des Deutschen Historischen Museums, Berlin

#### »Leben nach Luther. Eine Kulturgeschichte des evangelischen Pfarrhauses«

8 Lucas Cranach der Ältere: Martin Luther und Katharina von Bora 13 Wilhelm Emil Robert Heck: Empfang eines neuen Pfarrers durch seine Gemeinde im Schwarzwald 18 Lisbeth Müller-Heintze: Geh aus mein Herz, und suche Freud 22 Martin Luther: Eine Predigt, dass man Kinder zur Schule halten sollte 32 SA-Wochenzeitschrift »Das schwarze Korps«: Kirchenbücher zur Ahnenforschung 36 Schwerter zu Pflugscharen: Evangelische Friedensdekade in der DDR 47 Dietrich Vorwerk: Pfarrfrauenspiegel 54 Cäcilie Ruth Karg: Eine der ersten Pfarrerrinnen in Sachsen 63 Christian Keyßer: Missionsarbeit mit Theaterstück »Papua-Spiel«

### 67 Ausstellungsinformationen des Deutschen Historischen Museums

#### 68 Impressum, Filmtipps

Leben nach Luther Themenheft



## Von Gestern

Die Geschichte des Pfarrhauses

# Ein Kloster wird Pfarrhaus

## Über die Anfänge eines Modells

Christopher Spehr

**M**artin Luther und Katharina von Bora gelten gemeinhin als das Ur- und Vorbild der Pfarrfamilie. Das von Lucas Cranach dargestellte Ehepaar begründete – so die verbreitete Meinung – im Wittenberger Augustinerkloster den Prototyp des evangelischen Pfarrhauses. Spätestens seit 1512 wohnte Luther als Augustiner-Eremitenmönch und Theologieprofessor dauerhaft im »Schwarzen Kloster« am Elstertor. Durch die von ihm angestoßene Reformation wurde die mönchische Lebensweise seit 1520 nicht nur in Frage gestellt, sondern grundsätzlich ihres theologischen Fundamentes entzogen. Statt der verdienstlichen Mitwirkung am Heil durch das strikte Befolgen der klösterlichen Regeln lehrte Luther, dass der Mensch durch Gottes Gnade allein im Glauben an Jesus Christus von der Sünde erlöst und zum ewigen Leben gerettet werde. Weil das Klosterleben somit seines theologischen Sinnes entkleidet war, begannen Mönche und Nonnen ihre Klöster zu verlassen. Auch das Wittenberger Augustinerkloster leerte sich, sodass Kurfürst Friedrich der Weise schließlich Luther das verwaiste Kloster überließ. Seitdem diente es dem Reformator als Wohnhaus.

Vor dem Hintergrund des als Katastrophe empfundenen Bauernkrieges und seines Junggesellenlebens trat Luther 1525

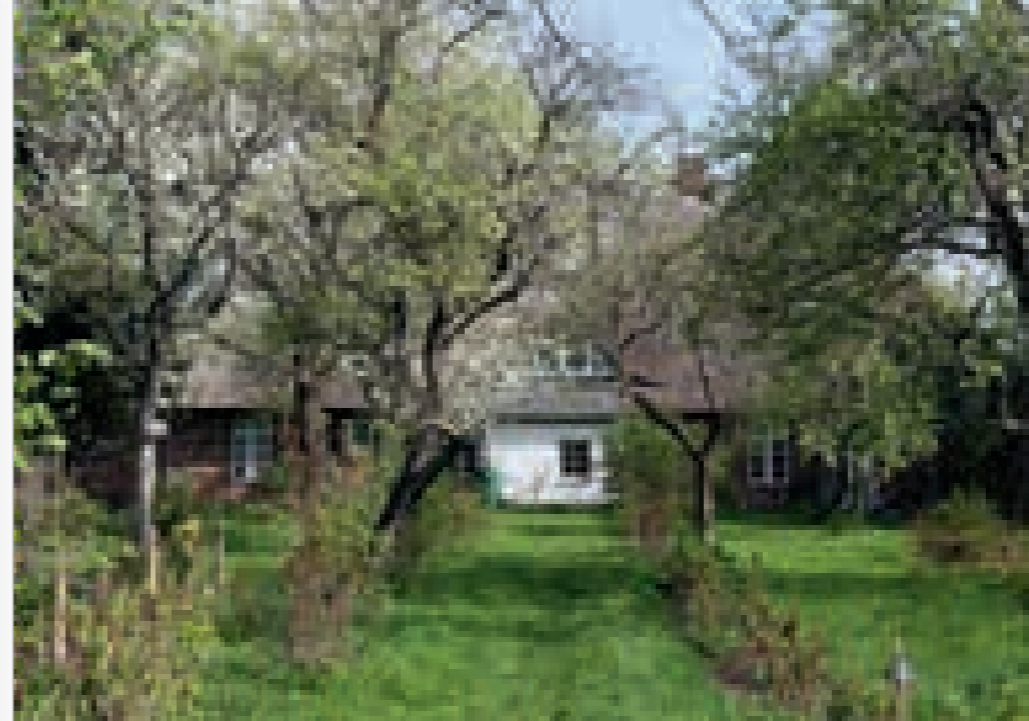
mit Katharina von Bora in den Stand der Ehe. Am Abend des 13. Juni 1525 vollzog der Stadtpfarrer Johannes Bugenhagen die Trauung in Luthers Wohnung. Vierzehn Tage später fand die Hochzeitsfeier statt, die mit dem öffentlichen Kirchgang verbunden war. Für manche Zeitgenossen war Luthers Heirat mit einer entlaufenen Nonne ein Skandal. Aber anstelle des vom Volksglauben erwarteten Antichrists wurden dem Ehepaar sechs Kinder geschenkt, die das große Haus belebten. Auch wenn Katharina, welche den Haushalt des Augustinergebäudes bald überaus erfolgreich führen sollte, vielfach als Prototyp der Pfarrfrau gilt: Historisch gesehen war sie es ebenso wenig wie das Augustinerkloster das Wittenberger Pfarrhaus! Es ist ein Mythos des 19. Jahrhunderts, der diese Zuschreibung im kulturellen Gedächtnis manifestierte. Eine Analyse von Luthers Beruf macht deutlich: Der Pionier der evangelischen Lehre war Theologieprofessor und besoldeter Stadtkirchenprediger, nicht aber Pfarrer. Die Pfarrstelle an der Wittenberger Stadtkirche hatte seit 1523 der aus Pommern stammende Priester Johannes Bugenhagen inne. Nicht Luthers Wohnhaus bildete somit das Pfarrhaus, sondern Bugenhagens Haus neben der Stadtkirche. Bugenhagen, der zum Reformator Norddeutschlands wurde, hatte im Oktober 1522 Walpurga geheiratet. Somit war Walpurga Bugenhagen und

Aus *Ecce homo. Wie man wird, was man ist*, 1888: »Mein Vater, 1813 geboren, starb 1849. Er lebte, bevor er das Pfarramt der Gemeinde Röcken unweit Lützen übernahm, einige Jahre auf dem Altenburger Schlosse und unterrichtete die vier Prinzessinnen daselbst. ... Er war voll tiefer Pietät gegen den preußischen König Friedrich Wilhelm IV., von dem er auch sein Pfarramt erhielt; die Ereignisse von 1848 betrübten ihn über die Maßen. Ich selber, am Geburtstage des genannten Königs geboren, am 15. Oktober, erhielt, wie billig, die Hohenzollern-Namen Friedrich Wilhelm. Einen Vorteil hatte jedenfalls die Wahl dieses Tages: Mein Geburtstag war meine ganze Kindheit hindurch ein Festtag. Ich betrachte es als ein großes Vorrecht, einen solchen Vater gehabt zu haben: Es scheint mir sogar, daß sich damit alles erklärt, was ich sonst an Vorrechten habe – das Leben,

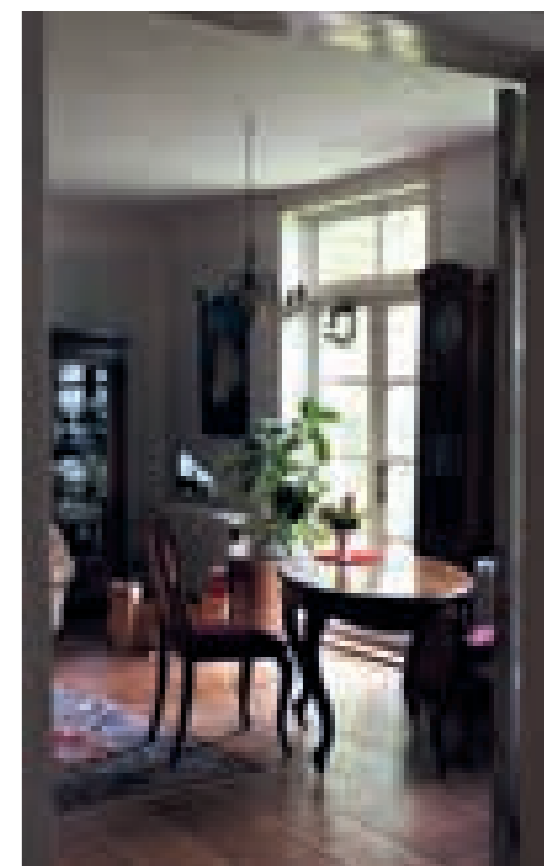
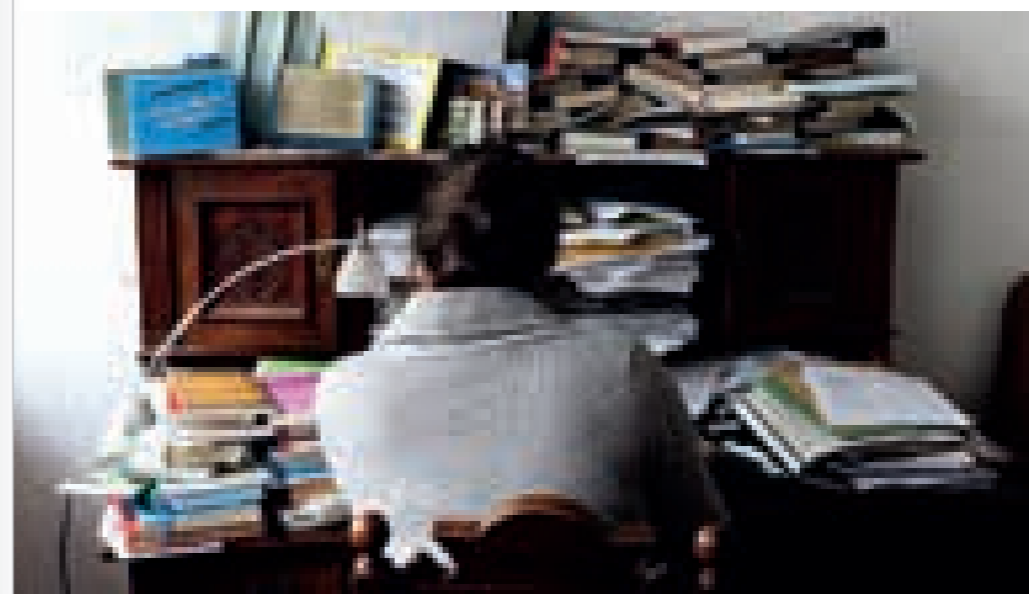


**Friedrich Nietzsche**  
Philosoph

das große Ja zum Leben nicht eingerechnet. Vor allem, daß es für mich keiner Absicht dazu bedarf, sondern eines bloßen Abwartens, um unfreiwillig in eine Welt hoher und zarter Dinge einzutreten: ich bin dort zu Hause, meine innerste Leidenschaft wird dort erst frei. Daß ich für dies Vorrecht beinahe mit dem Leben zahlte, ist gewiß kein unbilliger Handel. – Um nur etwas von meinem Zarathustra zu verstehen, muß man vielleicht ähnlich bedingt sein, wie ich es bin – mit einem Fuße jenseits des Lebens ...«  
Friedrich Wilhelm Nietzsche wurde 1844 in Röcken bei Lützen geboren und starb 1900 in Weimar. Er war klassischer Philologe und ist einer der berühmtesten Philosophen der Welt. Seine Hauptwerke sind unter anderem *Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik*, *Also sprach Zarathustra* und *Zur Genealogie der Moral – Eine Streitschrift*.



Pfarrhaus in Rethwisch im Landkreis Rostock, erbaut 1705. Pastorin Ulrike Barbara Dietrich, geboren 1968, seit August 2006 in der Kirchgemeinde Rethwisch tätig, gemeinsam mit ihren Kindern und Ehemann Stephan Dietrich, der als studierter Sozialpädagoge die Mosterei auf dem Pfarrhof bewirtschaftet.



nicht Katharina Luther die echte Wittenberger Pfarrfrau! Überhaupt war die Priesterehe zum Ausdruck evangelischer Freiheit geworden, zählte sie doch zu den signifikantesten Forderungen der reformatorischen Bewegung. Während im Spätmittelalter immer wieder die mangelnde Einhaltung des Priesterzölibats beklagt worden war, plädierte Luther nun für die Wertschätzung der Ehe und griff das kirchlich verordnete Zölibat aus seelsorgerlichen Gründen an. In seiner Programmschrift von 1520 *An den christlichen Adel deutscher Nation von der christlichen Standes Besserung* destruierte er unter Rückgriff auf die Bibel die päpstlich-kirchliche Begründung der Ehelosigkeit. Er empfahl der christlichen Gemeinde, es dem von ihr gewählten Pfarrer freizustellen zu heiraten. Die Forderung nach Freilassung der Priesterehe war für Luther Ausdruck der neuen Konzeption des evangelischen Pfarrstandes. Dieser sei von Gott zu Predigt und Sakramentsverwaltung in der Gemeinde eingesetzt. Dass der Pfarrer in der Gemeinde wohnen und einen weltlichen Haushalt führen sollte, zählte zu den Aufgaben des nun funktional und nicht mehr sakramental verstandenen Pfarramtes. Im Sommer 1521 schritten die ersten Priester zur Tat, nachdem Luther und seine Anhänger von der römischen Kirche als Ketzer verurteilt und vom Reich durch das *Wormser Edikt* geächtet worden waren. Beispielsweise ehelichte Jakob Seidler, Pfarrer zu Glasütte in Sachsen, seine Köchin. Heinrich Fuchs, Pfarrer im hessischen Hersfeld, heiratete ebenfalls und Balthasar Zeiger, Pfarrer in Vatterode bei Mansfeld, erklärte sein Konkubinat zur Ehe. Während einige von ihnen auf obrigkeitlichen Druck die Ehe widerrufen oder das Territorium verlassen mussten, blieb der Propst zu Kemberg, Bartholomäus Bernhardi, in seinem Amt. Der Lutherschüler und vormalige Rektor der Universität Wittenberg hatte öffentlich die Kembergerin Gertraude Pannier geheiratet und bezeugt, was evangelische Freiheit bedeutet. Mit seiner Eheschließung hatte er die klerikale Lebenswelt verlassen und die soziokulturelle Sphäre bürgerlicher Existenz betreten. Es war folglich der Kemberger Pfarrer, der als einer der Ersten – vielleicht sogar als Erster überhaupt – das evangelische Pfarrhaus realisierte!

Die öffentlich inszenierten Eheschließungen wurden seit 1522 in Wittenberg und an anderen Orten als Bekenntnis zur evangelischen Lehre fortgesetzt. So heiratete der Wittenberger Theologieprofessor Andreas Bodenstein, genannt Karlstadt, Anna von Mochau im Januar 1522. In Straßburg ehelichte im Dezember 1523 der Münsterprediger Matthäus Zell öffentlich die Bürgertochter Katharina Schütz, welche zum Prototyp der selbstbewussten Pfarrfrau avancierte. Mehr noch als Bernhards Haus war es Zells Pfarrhaus, das für Zeitgenossen zum Vorbild wurde. Mitten in Straßburg diente es als Flüchtlingsherberge, Begegnungsstätte und Diskussionsort. Solange keine rechtliche Regelung der kirchlichen Verhältnisse erfolgt war, bildete die Eheschließung einen lebensbedrohlichen Schritt. Armut und Verfolgung drohten zahlreichen evangelischen Pfarrern mit ihren Familien. Die Anfänge der evangelischen Pfarrfamilie waren somit alles andere als idyllisch. Strategisch ging daher der Schweizer Reformator Huldrych Zwingli vor. Er heiratete erst nach Durchsetzung der Reformation in Zürich 1524 Anna Reinhart, mit der er seit 1522 zusammenlebte. Mit der Einführung der Reformation in Städten und Territorien um 1525 wurde die Priesterehe in den evangelischen Gebieten zum Normalfall. Jetzt sollte der evangelische Prediger verheiratet sein, während das Konkubinat verboten wurde. Seine Versorgung und die Instandhaltung des Pfarrhauses wurden durch den *Gemeinen Kasten* oder andere Institutionen obrigkeitlich geregelt. Die Reformatoren werteten das

Dauerausstellung: Deutsche Geschichte in Bildern und Zeugnissen



### Doppelbildnis Martin Luther und Katharina von Bora

Lucas Cranach der Ältere  
(1472–1553)  
Öl auf Holz, 1529

Die beiden Portraits, die in der Dauerausstellung des Deutschen Historischen Museums zu sehen sind, zeigen Martin Luther und seine Ehefrau Katharina von Bora. Luther, der ursprünglich dem Augustiner-Orden angehörte, kritisierte an der kirchlichen Lebenswelt unter anderem das Zölibat. Er riet Mönchen zur Ehe und heiratete selbst am 13. Juni 1525 die frühere Nonne. Das Portrait zeigt den Reformator im professoralen Talar, der erst nach 1800 in Preußen und in vielen anderen Landeskirchen endgültig zur Amtstracht des Pfarrers wurde. Das im 19. Jahrhundert wirkmächtig geprägte Geschichtsbild der Eheleute Luther als erstes Pfarrehepaar ist nicht korrekt. Luther bekleidete nie das Amt des Pfarrers. Bereits im 9. Jahrhundert gab es im deutschsprachigen Bereich christliche Pfarrhäuser. Vor der Durchsetzung des Zölibats im 12. Jahrhundert lebten dort auch Pfarrfamilien. Das erste evangelische Pfarrhaus in Wittenberg stand neben der Stadtkirche und wurde von dem ersten evangelischen Pfarrer der Stadt, Johannes Bugenhagen, einem engem Vertrauten Luthers, und seiner Frau Walpurga, bewohnt.

Deutsches Historisches Museum, Berlin

Marion Bayer

Haus als von Gott geschaffenen Lebensbereich und Keimzelle von Gesellschaft und Kirche auf. Seiner Schrift *Der kleine Katechismus* von 1529 gab Luther eine »Haustafel« bei, die dem Hausvater und seiner Familie Orientierung bot. In der Hausgemeinschaft sollte die christliche Unterweisung erfolgen und der Glaube durch Tischrituale, welche der klösterlichen Tischgemeinschaft entlehnt waren, eingeübt werden. Die Indienstnahme des Hauses für die Vermittlung des Evangeliums galt in besonderer Weise auch für das Pfarrhaus. In reformatorischer Perspektive war es aber weder besser noch schlechter als jeder andere Hausstand, sondern integraler Bestandteil der christlichen Gemeinde.

**Christopher Spehr**, geboren 1971 in Bad Oeynhausen, Studium der Evangelischen Theologie in Bethel, Tübingen und Zürich, Professor für Kirchengeschichte an der Universität Jena und ordinerter Pfarrer der Evangelischen Kirchen in Mitteldeutschland.

Lebennach Luther Themenheft



Pfarr- und Gemeindehaus der Lutherkirche Köln, erbaut 1958 nach Plänen des Architekten Georg Eberlein, BDA. Pfarrer Hans Mörtter, geboren 1955 in Bonn, seit Mai 1987 in der Kölner Lutherkirche tätig.

»Ich war ein Vaterkind. Mein Vater imponierte mir mit seinem Universalwissen, mit seiner Klugheit und Sorgfalt, mit der er die Dinge anging. Egal, ob im von uns Kindern sogenannten Bunker, in dem er sich für seine Linolschnitte und Handwerksarbeiten zurückzog, am Schreibtisch, an dem er an den Worten und Sätzen für seine Predigten und Geschichten feilte, oder auf der Kanzel. Hier war er streng. Ich erinnere mich der Blicke, mit denen er uns strafte, wenn wir oben auf der Empore wieder einmal zu laut wurden, und damit auch die erschrockene Gemeinde zur nötigen Aufmerksamkeit antrieb. Wir waren keine Vorgeigekinder – während Vaters Kollege seine Kinder auf Trab hatte, schafften wir es wohl noch, die Hand zu geben. Dass man dabei auch seinen Namen nennt, war aber schon zu viel. Pfarrers Kinder, Müllers Vieh ... Mutter, die das Herz der Familie war, und uns sechs Kinder und den weiten Garten mit viel Geduld und nicht enden wollender Langmut hegte, hat sich öfter geschämt, wenn wieder mitleidige Blicke



**Gerhard Schöne**  
Liedermacher

auf die Kinder der Schönes fielen. An der Liebe zu uns hat das nicht genagt. Das Elternhaus ist mir weniger als Pfarrhaus denn als Elternhaus in Erinnerung geblieben. Meine Eltern waren auch keine Missionare – weder nach außen noch innerhalb der Gemeinde, was ihnen manchmal verübelt wurde. Sie lebten den Glauben, dafür bedurfte es keiner Fahne. Vater war behutsam. Wichtig war für ihn und uns das gemeinsame Singen und der Abendsegen – beides habe ich auch in meine Familie übernommen. Ob eigene oder mitgebrachte Lieder, Volkslieder oder Choräle – wir singen gemeinsam. Und der Segen untereinander ist uns, wie damals bei meinen Eltern, wie das täglich Brot.«

Gerhard Schöne wurde 1952 in Coswig bei Dresden geboren. Er wurde Korpusgürtler und ist seit 1979 einer der bekanntesten deutschen Liedermacher. Wegen seines Engagements für Kinder wurde er zum UNICEF-Botschafter ernannt. 1992 und 2003 erhielt er den Preis der Deutschen Schallplattenkritik.

## Ethos und Idyll

### Die Idealisierung des Pfarrhauses

Christine Eichel

**D**as deutsche evangelische Pfarrhaus steht singulär in der europäischen Kulturgeschichte: als Träger der protestantischen Kultur, geistliches Kraftfeld, künstlerisches Ferment. Was sich aus Luthers antiklerikalem Impuls heraus entwickelte, war die gleichermaßen profane wie heilige Familie, eine idealtypische christliche Gegenwelt, die zugleich mitten ins weltliche Geschehen hineinwirken sollte. Über die Jahrhunderte delegierte man zunehmend an die Pfarrersfamilie, was andernorts misslang: gottgefälliges Leben, moralische Unbedenklichkeit, musische Affinität. Man wünschte sich das Pfarrhaus als Leitbild, als Versprechen. Es weckte den Möglichkeitssinn für gelingendes Leben. Dazu trug bei, dass Luthers Familienleben mehr und mehr zum Gegenstand mythischer Verklärung wurde. Besonders im späten 18. und im 19. Jahrhundert erschien es im milden Licht eines verwirklichten Ideals – in Leitfäden für Pfarrer, in der Literatur, auch in der Bildenden Kunst. Ethos und Idyll vereinigten sich zu einem Wunschbild, das sich tief im kulturellen Gedächtnis verankerte. Wilhelm Emil Robert Hecks Gemälde zeigt dies sehr anschaulich. Wie Heilsbringer werden der Pfarrer und seine Familie empfangen, als strahlende Vorbilder: glaubensfest, zugewandt, dienend und prägend zugleich. Die Pfarrersfamilie, eine heile Welt, ein bürgerlicher Spiegel göttlicher Harmonie?

Bei näherem Hinsehen erweisen sich solche Vorstellungen als Klischee. Lange herrschte im Pfarrhaus bittere Not, heile oder gar kultivierte Verhältnisse waren die Ausnahme. Um möglichst rasch evangelische Pfarrer zu installieren, behalf man sich nach der Reformation mit »sacerdotes simplices«, gläubigen Laien, die ohne theologische Ausbildung auf die Kanzel stiegen: ehemalige Lehrer, Stadtschreiber oder Handwerker. Nur zu oft beschwerten sich kirchliche Visitatoren über den liederlichen Lebenswandel im Pfarrhaus. Weit schwerer aber wog die prekäre ökonomische Situation. Finanziell abhängig waren die Pastoren anfangs von ihren evangelischen Landesfürsten, weltliche und kirchliche Autorität in Personalunion. Eine ausreichende Besoldung garantierte das nicht. Die meisten Pfarrer mussten sich von den Pfründen erhalten, die zum Pfarrhaus gehörten. Wohl oder übel schlüpfen sie in die Rolle des Bauern, um sich und ihre großen Familien zu ernähren, oft in größter Armut. In den Städten hingegen war es eine Frage des Prestiges, hochgebildete Pastoren zu verpflichten, die zudem gut bezahlt wurden. Ein Stadtpfarrer gehörte einem höheren Stande an, während sich auf dem Land ein theologisches Proletariat herausbildete. Trotz der notorisch schlechten Alimentierung wurde Luthers Haushalt stilbildend für das Pfarrhaus. Es sollte ein gastfreundlicher Ort für

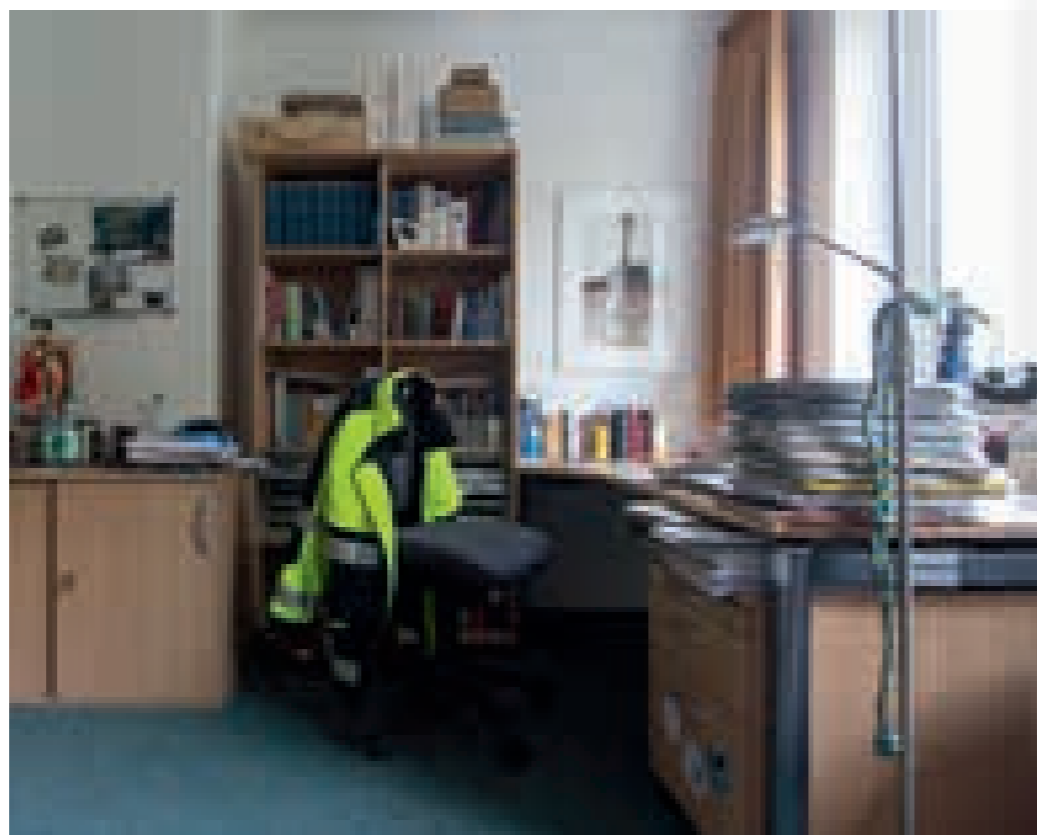


Lebennach Luther Themenheft

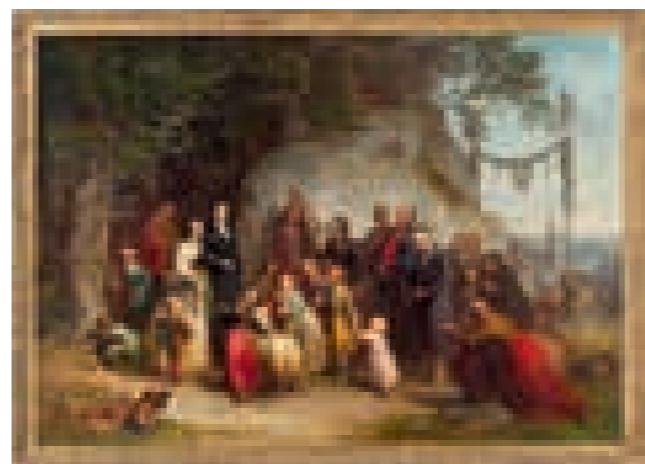
Auf dem Weg zur Arbeit: Seemannspastor Werner Gerke.



Seemannsheim in Bremerhaven, erbaut 1950 auf dem Grundstück des 1944 zerstörten Seemannsheims von 1896. Pastor Werner Gerke, Seemannspastor und Supervisor, geboren 1961, seit September 2005 in der Seemannsmission Bremerhaven tätig, unten links mit Sohn und Ehefrau Kirsten Gerke, Kirchenmusikerin.



Ausstellung: Leben nach Luther. Eine Kulturgeschichte des ev. Pfarrhauses



### Empfang eines neuen Pfarrers durch seine Gemeinde im Schwarzwald

Wilhelm Emil Robert Heck (1831–1889)  
Öl auf Leinwand, 1866

Mit dem Gemälde *Empfang eines neuen Pfarrers* präsentierte sich das Königreich Württemberg 1867 auf der Weltausstellung in Paris dem Ausland. Der Stuttgarter Genre- und Portraitmaler Wilhelm Emil Robert Heck schildert den Empfang einer evangelischen Pfarrersfamilie am neuen Wirkungsort in idyllischer Umgebung. Mit seiner Themenwahl schuf Heck aus einzelnen »Versatzstücken« ein idealisiertes Bild des Schwabenlandes: Nordschwarzwald und Neckartal werden zu einer gemeinsamen Landschaftskulisse zusammengefasst. Einige der Kinder tragen die regionale Betzinger Tracht; auf dem Gemälde steht sie für eine vermeintliche »Nationaltracht« der Schwaben. Besondere Bedeutung kommt dem Pfarrerspaar und der Gemeinde zu: Heck hatte sich in jungen Jahren einem Reiseprediger angeschlossen und griff in seinem Werk immer wieder den württembergischen Protestantismus auf. Auf der Weltausstellung in Paris fand das Gemälde schnell einen Käufer: Der Direktor der britischen Ostindienkompanie erwarb es für seine Villa im australischen Sydney.

Deutsches Historisches Museum, Berlin Friedrun Portele-Anyange

die Mühseligen und Beladenen sein – der offensichtlichste Beweis tätiger Nächstenliebe, die man dem Pfarrer abverlangte. Eine erste große Bewährungsprobe bedeutete in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts der Dreißigjährige Krieg. Mord und Zerstörung entvölkerten das Land, Seuchen und Hungersnöte brachen aus. Unter Gewalt und Plünderungen litt auch das Pfarrhaus. »Pfaffengut ist raffan gut« war ein verbreiteter Spruch jener Zeit. Dennoch versuchten die Pfarrer, körperliche und seelische Nöte der Bevölkerung zu lindern. Der Phasenprung zum bildungsbetonten Pfarrhaus wurde vorbereitet, als zunehmend »sacerdotes litterati« das Bild bestimmten, akademisch ausgebildete Theologen, versiert auch in Gebieten wie Philosophie, Literatur und Musik. In ländlichen Gegenden waren sie oft die einzigen Akademiker und damit Kulturträger. Sie hatten eine elementare Funktion im Sinne der Volksbildung, denn sie predigten nicht nur über das Reich

Gottes, sondern auch über landwirtschaftliche Anbaumethoden und medizinische Grundkenntnisse.

Erst Mitte des 18. Jahrhunderts stieg manches Pfarrhaus zum Hort des Geisteslebens auf. In den fünf Jahrzehnten nach 1730 sollten außergewöhnlich viele kulturell prägende Pfarrerskinder geboren werden, unter ihnen Gotthold Ephraim Lessing, Christoph Martin Wieland, Matthias Claudius, Jean Paul, Friedrich Schleiermacher, Friedrich Ludwig Jahn und Karl Friedrich Schinkel. Sie alle wuchsen im Geist der Aufklärung heran, als die Erziehung im Pfarrhaus hohe Priorität erlangte: durch das lutherische Bildungspostulat und den gesellschaftlichen Wandel, der das Bürgertum erstarben ließ. Dem Adel wurde der Geistesadel entgegengesetzt, eine neue Form bürgerlicher Identität. Auch das Pfarrhaus wurde in diesem Sinne bürgerlich. Die finanzielle Situation aber blieb schwierig und besserte sich nur, wo der Staat nach und nach zur Entlohnung der Pfarrer beitrug. Einige Pfarrhäuser – längst nicht alle – wurden fortan durch ihre gastfreundliche Durchlässigkeit zum Schmelztiegel von Ideen, zu geistigen Gravitationszentren, kunstsinnigen Salons. Das offene Pfarrhaus erlegte seinen Bewohnern allerdings eine große Bürde auf: ein Leben im »gläsernen Haus«. Schon die Architektur des traditionellen Pfarrhauses zeigt den Anspruch universaler Verfügbarkeit: Im Erdgeschoss lagen die von der Gemeinde genutzten Bereiche, die Familie wohnte im ersten Stock. Da blieb wenig Raum für familiäre Intimität.

Hinzu kamen die Pflichten, die man der gesamten Familie abverlangte. Die Pfarrfrauen arbeiteten ehrenamtlich im Dienst der Gemeinde, die Kinder wurden ganz selbstverständlich in viele Aufgaben einbezogen. Noch heute befinden sich Pfarrer und ihre Familien permanent im Praxistest. Scheitern sie oder verweigern sie sich den Anforderungen der Gemeinde, dokumentieren sie damit – von außen betrachtet – die Ermüdungsbrüche ihres Glaubens. Das »gläserne Haus« markiert den Unterschied zwischen Beruf und Berufung. Der Pfarrer lebt in einem sozialen Arrangement, und das keineswegs konfliktfrei. Allein der ungeratene Nachwuchs sorgte immer wieder für Kopfzerbrechen, wie der Spruch »Pfarrers Kinder, Müllers Vieh gedeihen selten oder nie« belegt. Ein Ideal zu leben – was könnte unbequemer sein? Längst sind die meisten Pfarrhäuser keine stets geöffneten Betreuungsofferten, selbsternannte Vorbilder oder gar Kulturträger mehr. Auch ein intaktes Familienleben – ohne Scheidung, ohne Generationenkonflikte – ist längst Illusion. Die unerreichbaren Ideale verblassen, und das ist durchaus im Lutherschen Sinne. Der evangelische Pfarrer gehört qua definitionem keiner weltentrückten Klerikerkaste an, gerade das macht ihn authentisch. Vorbild sein heißt, konstruktiv mit Krisen umzugehen, statt sie ängstlich zu verbergen – auch wenn manches Gemeindeglied noch der vermeintlich heilen Welt einstiger Pfarrhäuser hinterhertrauert. Der Paradigmenwechsel ist umfassend. Pfarrer sind von gestrengen Autoritäten zu lebensnahen Vermittlern des Glaubens geworden, jenseits bildungsbürgerlicher Noblesse oder biedermeierlicher Idyllen. Nach wie vor schaut man interessiert auf ihr Familienleben. Aber weit stärker fällt heute die menschliche Integrität des Pfarrers ins Gewicht, im Spannungsverhältnis von sozialem Engagement, spirituellem Charisma und seelsorgerlicher Strahlkraft.

**Christine Eichel**, 1959 in Melle-Buer geboren und in einem Pfarrhaus aufgewachsen. Studium der Philosophie, Literatur- und Musikwissenschaften in Hamburg; Schriftstellerin; Autorin und Moderatorin fürs Fernsehen, Kulturreportage bei Cicero und Focus.



# Das deutsche Pfarrhaus

## Ein hervorragender Ort, die Künste zu fördern – und zu hemmen

Dirk Pitz

Zweifelloso gehörte es zu den schwierigeren Aufgaben, wollte man Christoph Hein, dem Pfarrersohn, der zum Dichter wurde, darin widersprechen, dass es das eine, einheitliche Pfarrhaus nie gegeben hat. Es hieße, der Küchenpsychologie Kränze flechten, hieße zudem, die Wirklichkeit als frei verfügbares Bastelmaterial zur flotten Weltbild- und Menschentypologieproduktion zu nehmen, dass entsteht, was den Absichten in die Karten spielt, in unserem Falle: dass das Pfarrhaus besonders geeignet ist, die Künste zu fördern und Künstler wie Denker zu formen. Wer unter diesem Vorsatz die deutsche Geistes- und Kulturgeschichte durchblättert, wird reichlich Anlass finden, beeindruckt zu sein. Lang ist die Liste prominenter Pfarr- und Theologenkinder. Nur sagen derlei Listen nichts, nicht über jeden Einzelnen, nicht über die Künste und nicht über das deutsche Pfarrhaus. Darauf läuft Christoph Heins Hinweis hinaus: dass der Rückschluss von der Her- auf die Zukunft lediglich jenen Weltbildbastlern zugänglich ist, deren neidenswertes Glück in ihrer Fähigkeit besteht, das Faktum als Erklärung zu nehmen. Als ob Pfarrhäuser immerfort dieselben glücklichen Voraussetzungen böten, die es zur Bildung von Künstlern bedürfe. Als ob, anders herum, Pfarrhäuser das immer selbe Unglück beheimateten, die es womöglich nicht minder brauche, um

Künstler zu schaffen. So ist es nicht. Man lasse sich von Pfarrkindern erzählen, man studiere ihre Biographien, lese ihre Schriften. Die Unvergleichbarkeiten sind überwältigend. Ist es so, braucht auf das hohe Aufkommen von Pfarrkindern unter Dichtern und Denkern nicht weiter eingegangen zu werden, vor allem nicht, weil es allenfalls etwas über die bezeichnende Aufmerksamkeit für Pfarrhäuser, nicht aber über das Sondersein dieser Häuser besagt. Klempner- oder Küsterfamilien garieten weitaus weniger in den Sog öffentlicher Wahrnehmungen, was wiederum keineswegs den Rückschluss zulässt, dass sie keine Denker- und Dichterkinder hervorzubringen vermögen. Es liegen schlicht keine belastbaren Daten vor. Es gibt nur die gern weitererzählte Vermutung über die besondere Dichter- und Denkerförderlichkeit des Pfarrhauses. Das ist kein neuer Verdacht. *Geniale Menschen* heißt die einflussreiche Schrift des Pfarrerssohnes und Psychiaters Ernst Kretschmer, erschienen 1929. Er sah in den evangelischen Pfarrersfamilien das für Deutschlands Dichter und Denker wertvollste Vererbungspotential. Seit dem 18. Jahrhundert entstamme, so seine Schätzung, rund die Hälfte der deutschen Dichter und Denker aus dem Pfarrhaus. Gottfried Benn, Pfarrersohn, griff diese These in *Das deutsche Pfarrhaus*, seiner »erbbiologischen Studie« von 1934, gierig auf. Das Pfarrhaus habe »einen ganz

»Aus dem Urlaub nach Hause zurückkehrend, fiel die Veränderung im Garten gleich auf: Die Sichtachsen auf die Haustür und die Südseite des Pfarrhauses mit Amtszimmer, Wohnzimmer und Veranda waren von den benachbarten Parteigenossen freigeschnitten worden. Wir waren »behütet«, besser sollte ich sagen »wurden beobachtet«. Vielmehr waren wir aber wirklich behütet. Geprägt hat mich die Zuwendung meiner Eltern und ihr Vertrauen auf Gott, welches zu Zeiten eines totalitären Staates dessen totalem Machtanspruch entgegenstand, ihn relativierte und allein dadurch die Machthaber herausforderte. In der Konsequenz bedeutete dies u.a., dass mir und meinen Geschwistern ein Schulbesuch, der bis zu einem staatlich anerkannten Abitur führen würde, nicht ermöglicht wurde. Die Zuversicht, mit der im Elternhaus auf solche repressiven



Raphael Alpermann  
Musiker

Entscheidungen des Staates reagiert wurde, war ebenso prägend wie die große Familie, die Musik, das theologische Denken und das offene Haus, in dem sich Menschen mit den unterschiedlichsten Anliegen einfanden, Bekannte und Fremde, Freunde und wohl auch solche, die vorgaben, in freundlicher Absicht zu kommen. Die Erfahrung des Reichtums, der in den Begegnungen und im Vertrauen liegt, hat in meinem Leben prägende Spuren hinterlassen.«

Raphael Alpermann wurde 1960 in Potsdam geboren. Er ist ein international bekannter Cembalist und Organist, Gründungsmitglied der Akademie für Alte Musik Berlin, arbeitet mit Dirigenten wie Claudio Abbado, Simon Rattle und Nikolaus Harnoncourt zusammen. Er ist künstlerischer Leiter des Berliner Nachwuchsbarockensembles *Concerto+14*.

Lebennach Luther Themenheft



Beim Schleifen der Sense: Der promovierte Pfarrer im Ruhestand Ulf Häbel.



Bauernhof in Freinseen im Landkreis Gießen, erbaut 1762. Pfarrer i.R. Ulf Häbel, geboren 1942 in Posen, lebt seit 1990 in Freinseen als Dorfpfarrer auf dem Bauernhof, Berater für Gemeinden im ländlichen Raum und Landwirt, seit August 2007 im engagierten Ruhestand für lebendige Dörfer.



## Das Pfarrhaus als ... Bibliothek



bestimmten Typus von Begabungen gezüchtet«. Von »Erbmilieu« sprach Benn. Die Rede von solcherlei Erbmilieus neigt jedoch berühmtermaßen dazu, Vorurteilen Vorschub zu leisten, solchen oder solchen, denen mit Ausgrenzungs- wie jenen mit Überhöhungsfolgen. Daran kann dem Erkenntniswilligen nicht gelegen sein. Abgesehen davon, dass ein Begriff wie Erbmilieu ohnehin auf eine nicht fortschreibungswürdige Geschichte verweist. Abgesehen davon auch, dass es Pfarrerskinder gibt, die keine Großdichter und keine Vorzeigendenker wurden. Gudrun Ensslin wurde Terroristin, Jan Schlaudraff Fußballprofi bei Hannover 96, Angela Merkel Bundeskanzlerin. Das dazu. Mehr müsste zu unserem Thema nicht angeführt werden. Dankbar könnte der Vorurteilsunwillige allenfalls noch darauf verweisen, dass gerade auch für den Protestantismus gilt, was der Rabbiner und Religionsphilosoph Abraham Joshua Heschel für das Judentum bemerkt hat: Dass es »ein Land mit vielen Provinzen« sei. Selbst dem flüchtigen Beobachter der Kirchen- und Glaubensgeschichte wird auffallen, dass es keine Anlässe gibt, diese Feststellung zu bestreiten. Dennoch, das Pfarrhaus ist ein besonderer Ort, zumindest dann, wenn man seine Besonderheit nicht in Erb- oder Milieugründen, sondern in den eigentümlichen Erfahrungsweisen sucht, die er stattzugeben in der Lage ist. Er ist es demnach nicht einfach, wie der Literaturwissenschaftler Heinz Schlaffer vermutete, weil ein Pfarrhaus »großes Sprachbewusstsein« befördert, weil man hier sehr genau auf die Bildung der Kinder achte, sie oft ein Instrument spielen lasse und bei der Wahl der Lektüre helfe, weil es demnach ein kunst- und sprachförderliches Umfeld bietet. Das fände sich, untersuchte man es, in vielen Haushalten, ob kirchenfern oder -nah.

Die Besonderheit des Pfarrhauses scheint mir vielmehr aus dem aufschlussreichen Zusammentreffen jener beiden Erfahrungsweisen zu erwachsen, denen in einem Pfarrhaus – keineswegs nur dort, aber dort in bemerkenswert intensiver Weise – nicht zu begegnen beinahe unmöglich ist: der religiösen

und der ästhetischen Erfahrung. Sie sind sich zum Verwechseln ähnlich und doch grundverschieden. Die diffizilen Differenzen können und müssen hier nicht eingehend geschildert werden. Ein Hinweis soll genügen. Ausgehend von dem Umstand, dass Erfahrungen generell Prozesse sind, in die Subjekte, angeregt oder angestoßen von je bestimmten Gegenständen oder Ereignissen, verwickelt sind, die nicht der freien Willenssteuerung, aber auch nicht der Willkür unterliegen, fällt auf, dass sowohl ästhetische als auch religiöse Erfahrungen von etwas handeln, das es außerhalb dieser spezifischen Erfahrungsprozesse nicht zu geben scheint, in dem einen Fall Kunstgegenstände, in dem anderen Gott. Es finden sich zwar reichlich Museen, Bibliotheken, Theater, Konzertsäle und nicht weniger Kirchen, es gibt, heißt das, zwar allerorten vielerlei, das mit dem Anspruch auftritt, entweder Kunst zu sein oder auf Gott zu verweisen. Nie aber wird in Erfahrung zu bringen sein, was Kunst und wer Gott ist, ohne die entsprechende Erfahrung zu machen. In einem Museum zum Beispiel ist – anders als landläufig vermutet – keine Kunst ausgestellt, es sind dort lediglich Objekte versammelt, die als vielversprechende Kandidaten für das Machen einer ästhetischen Erfahrung gelten. Es gibt in Museen immer wieder viel, das gleichsam erfahrungsstumm bleibt. Heißt: Nichts ist ein für allemal Kunst, kein Vincent van Gogh (Pfarrerssohn übrigens), kein Gotthold Ephraim Lessing, kein Hermann Hesse. Das hat die Kunst mit dem Glauben gemein: Auch der Kirchgang ist kein Garant, eine religiöse Erfahrung zu machen, auch ein Gottesdienst kann für seine Besucher stumm bleiben. Das entscheidende Merkmal einer ästhetischen Erfahrung ist dabei, dass sie niemals Ruhe in einer abschließenden Sinnzuschreibung oder einem Begriff findet, nie also mit seinem Gegenstand fertig wird. Ästhetische Erfahrungen zu machen, ist deshalb nie langweilig, es sei denn, man hat sie bereits verlassen oder eben keine gemacht. Die Alten haben von Muße gesprochen, die es zum Kunstgenuss braucht; und Muße ist genau dies: die Freiheit vom Bestimmenmüssen.

Religiösen Erfahrungen ist dagegen eine Freiheit eigen, die auf eine Befreiung von der Zeit und damit der Endlichkeit verweist, mit der – oder durch die – jenseits aller subjektiven Erfahrung alles möglich scheint. Religiös ist die Erfahrungsweise, die von der Bestimmung (durch Gott), nicht vom Bestimmenmüssen lebt. Die ästhetische Erfahrung kreist immer um sich selbst, ihre Dynamik ist durch prinzipielle Unabschließbarkeit gekennzeichnet; die religiöse Erfahrung greift immer über den Bezirk der Lebenspraxis hinaus, weil man durch sie erfährt, dass Gott in diese eingreift. Ist die ästhetische Erfahrung ein Losreißen von der Zeit, indem sie sich vom Kunstgegenstand gefangen nehmen lässt, ist die religiöse ein Losgerissenwerden von der Zeit, indem sie sich (von Gott her) bestimmen lässt.

Paulus ist hier, wie so oft, ein exakter Denker: »Wir sind zwar gerettet, doch auf Hoffnung«, schreibt er im Brief an die Römer. Was ich glaube, worauf ich hoffe, weiß ich erst, indem ich daran glaube, aber dies ist kein Wissen, das sich verbuchen ließe, sondern eines, das sich mit jeder religiösen Erfahrung als tragfähig erweist – oder nicht. Auch für die ästhetische Erfahrung gilt zwar, dass man ohne sie nie wissen kann, ob etwas Kunst ist oder nicht; man weiß nicht einmal, was Kunst überhaupt sein soll, weil der Begriff der Kunst mit jeder ästhetischen Erfahrung wieder auf dem Spiel steht. Mit der religiösen Erfahrung stehen aber keine Begriffe auf dem Spiel, sondern, entsprechend ihrer Logik, mein Leben, christlich gesprochen mein Heil. So nah und so fern sind sich Kunst und Glaube, ästhetische und religiöse Erfahrung. Eben diese Nahferne – oder Fernnähe, je nachdem – ist hervorragend geeignet, Widersprüche hoher Güte zu schaffen. Und ein Pfarrhaus, in dem Lied, Schrift und oft, wenn auch keineswegs immer, die Künste geschätzt und gehütet werden, ist gewiss ein guter Ort, mit dieser besonders konfliktreichen Widerspruchslandschaft intensive Bekanntschaft zu pflegen.

Dass Friedrich Schleiermacher in seiner 1799 erschienenen, enorm folgenreichen Schrift *Über die Religion. Reden an die Gebildeten unter ihren Verächtern* deren Wesen mit genuin ästhetiktheoretischen Begriffen seiner Zeit erklärte, wenn er von dem »Sinn und Geschmack fürs Unendliche« und »unmittelbarer Wahrnehmung« sprach, dass Friedrich Nietzsche in seinem philosophischen Essay *Antichrist* allem, »was Theologenblut im Leib hat« den »Krieg machen« wollte, den Protestanten besonders, um das Christentum von seiner »halbseitigen Lähmung« und von »falschen« ästhetischen Versprechen wie das schiere »schöne Gefühl« zu befreien; dass Hermann Hesse sich eine eigene Kunst-Religion erfand und Gottfried Benn fortwährend nach ihr suchte und in einem seiner Gedichte dann doch schrieb »Was Er ... uns auferlegt, ist einzig, dass man irrt«, dass all diese Pfarrkinder also auf sehr verschiedene Weise der je besonderen Verschlungenheit von ästhetischer und religiöser Erfahrung huldigen, mag durch ihre Herkunft befördert worden sein. Auch hier verbieten sich selbstredend jegliche geradlinigen Ableitungen, aber als Stätte, das In-, Mit- und Gegeneinander der ästhetischen und religiösen Erfahrungen kennen zu lernen, hat sich das Pfarrhaus bislang durchaus bewährt. Es gibt nicht viele Herkunftsorte, die ihre Bewohner in derlei Widersprüche zu verwickeln verstehen, Widersprüche besonders, die den Gottesglauben wie eine Kunst und die Kunst wie eine Religion aussehen lassen.

Wie bei allen Widersprüchen sind aber auch hier verschiedene Wege möglich, darauf zu reagieren, vom emphatischen Bekenntnis zur Kunst und Künstlerexistenz bis zur

Ausstellung: Leben nach Luther. Eine Kulturgeschichte des ev. Pfarrhauses



### Geh aus mein Herz, und suche Freud

Lisbeth Müller-Heintze (1866–1940)  
Scherenschnittkarte, undatiert

Der filigrane Scherenschnitt zeigt ein Reh, einen Hasen und einen Hirsch inmitten blühender Wiesen. Das Motiv wird von einem Vers des geistlichen Liedes »Geh aus mein Herz, und suche Freud« von Paul Gerhardt (1607–1676) begleitet. Lisbeth Müller-Heintze stammte aus adligem Hause, machte aber dennoch eine Ausbildung zur Krankenschwester. Auch nach der Heirat mit dem Theologen Gottfried Müller, dem ehemaligen Hauslehrer ihres jüngeren Bruders, verfolgte sie ihren Beruf trotz der umfangreichen Pflichten einer Pfarrfrau als Gemeindegewandte der Kirchengemeinde Collmen bei Leipzig weiter. Die achtfache Mutter schnitt die unzähligen, kleinen Kunstwerke freihändig und ganz nebenbei, während sie zum Beispiel in der Privatschule ihres Mannes Unterricht gab. In einem kleinen Verlag gab sie diese bis 1914 als Tisch- und Postkarten heraus.

Deutsches Historisches Museum, Berlin

Marion Bayer

entschiedenen Absage an diese, von der Suche nach gesteigerten religiösen oder ästhetischen Erfahrungen, auch jener nach einer Vereinigung beider, bis zur Abscheu vor ihnen. Das deutsche evangelische Pfarrhaus ist deshalb ein herausragender Ort, die Künste gleichermaßen zu fördern wie zu hemmen. Die Liste derer, die gerade wegen ihrer Herkunft aus einem Pfarrhaus nicht zu Künstlern wurden, dürfte entsprechend nicht weniger beeindruckend sein.

Dirk Pilz, geboren 1972, aufgewachsen in einem pietistischen Predigerhaus, studierte Literatur, Philosophie und Psychologie, arbeitet als Publizist und Journalist in Berlin, Gründer des Portals [www.nachtkritik.de](http://www.nachtkritik.de) und Lehrbeauftragter zu Themen aus Theater, Theologie und Philosophie an mehreren Universitäten.



Herzlich willkommen im evangelischen Pfarrhaus Seeheim-Jugenheim.



Pfarrhaus in Seeheim-Jugenheim im Landkreis Darmstadt-Dieburg, erbaut 1589, vermutlich Seeheims ältestes Steinhaus. Seit der Sanierung von 2008 bis 2012 wird es nach 90 Jahren Fremdnutzung wieder als Pfarrhaus gebraucht. Pfarrerin Monika Bertram, geboren 1976, ist seit September 2012 in der Kirchengemeinde Seeheim tätig.



»Da sind zuerst einmal die Bach-Choräle sonntags früh, der Kindergottesdienst anstelle der Fussball-C-Jugend: damals alles eher verhasst, später erst geschätzt und heute unverzichtbar – die Musik Bachs, das Cello, das Klavier ... Angriffsfläche hat er geboten, mein pietistischer Vater-Pfarrer vom Schwarzwald. Das Loslösen in der Pubertät hatte noch die Musik der Stones, die langen Haare im Mittelpunkt. Später waren es Themen der Zeit, gesellschaftliche, wie der Paragraph 218 oder die AKWs, wobei wir bis spät in die Nächte diskutierten – hart und doch wieder verständlich. Ich habe meinem Vater Predigten geschrieben. Inhalt, fast immer: »Stellung beziehen! Zum Widerstand aufrufen, KPD wählen, nicht CDU! Sei heiß oder kalt. Bist du lau, will ich dich ausspeien!« Er hat sie nicht gehalten. Verständlich: die paar Menschen, die kamen, wären auch noch gegangen. Heute weiß ich, dass er Seelsorger mehr denn abstrakter Theologe war. In seinen Stationen als Pfarrer, kleinen Gemeinden des Schwabenlandes, ein überaus wichtiger Anlaufpunkt. Heute ist er tot, aber noch immer sprechen Menschen von ihm und unserer Mutter, der hochaktiven »Frau Pfarrer«. Spuren eben. Seine große



**Hartmut Volle**  
Schauspieler

Enttäuschung anfangs: Keines seiner acht Kinder wurde Pfarrer. Meinen Beruf als Schauspieler hat er spät, aber dann doch anerkannt, und er fand ihn zunehmend gut. Lessings Nathan, ich spielte den Tempelherrn, hat ihn erreicht. Unser Elternhaus als Pfarrhaus habe ich immer als halböffentlich erlebt, viel war los in der Gemeinde, wir acht Kinder haben uns zum Teil selber erzogen. Heute ist die Nähe unter uns Geschwistern, die wir auch versuchen an unsere Kinder weiterzugeben, für mich das wertvollste Erbe. Ein protestantisches Pfarrers-Elternhaus hinterlässt Spuren – und ich bin froh um selbige. Zuversicht, Geborgenheit, Sinnsuche, Werte: Begriffe, die auch heute für mich noch Wichtigkeit haben. Fast, als ob ich nicht umsonst im evangelisch-theologischen Internat in Maulbronn am Platz von Hermann Hesse in der Stube »Sparta« gesessen hätte.«  
Hartmut Volle wurde 1953 in Freudenstadt geboren. Nach der Schulzeit in Maulbronn und Blaubeuren studierte er Soziologie, wurde Schreiner und ist heute ein bekannter Fernseh- und Bühnen-Schauspieler (seit 2006 Chef der Spurensicherung im SR-Tatort). Engagements führten ihn nach Nürnberg, Luzern und Frankfurt am Main.

## »Himmlische Akademie« und Kunstdünger Das Pfarrhaus als Bildungskosmos

Stephan Schaede

**W**ar das evangelische Pfarrhaus immer schon ein Bildungslaboratorium, ein Kinderlehrparadies für exzeptionelle Einsichten und Expeditionsgeist? Die Atmosphäre in einem solchen Haus ist zweifelsohne einzigartig. Wo gibt es sonst diese eigenwillige Mischung aus Bohnerwachsgeruch, nüchternen Fluren mit Sinnspruchplakaten, Bücherwänden, nahem Glockengeläut und Gruppengeraune vom Gemeindesaal her? Hinzu kommt der tagtägliche Strom von Besuchern. Wie gipfelstürmend wirkt das auf den Nachwuchs – bildungsdynamisch gesehen? Den Mount Everest bestieg jedenfalls erstmals der protestantische Pfarrerssohn George Mallory. Auch der für seine exzeptionelle Begabung wie Zerstretheit berühmte Mathematiker Leonhard Euler stammte aus einem Pfarrhaus. Namhafte Literaten und Philosophen tummelten sich als Kinder in heimischen Pfarrgärten: Von Andreas Gryphius und Gotthold Ephraim Lessing über Georg Christoph Lichtenberg, den Brontë-Schwestern, Friedrich Wilhelm Nietzsche, Gottfried Benn, Tom Sharpe und Friedrich Dürrenmatt bis zu Elke Heidenreich und Gabriele Wohmann. Pfarrerstöchter, unter ihnen »Die Super Nanny« Katharina Saalfrank, sind dieser Tage zu Fernsehgrößen geworden. Die allerdings hat ein Buch veröffentlicht mit dem Titel: *Du bist o.k., so wie du bist. Das Ende der Erziehung*. Wer hineinschaut, wird sehen, dass mit dieser Titelei keine

Aufarbeitung ihres Pfarrerstöchterdaseins verknüpft ist. Kinder brauchen starke Eltern, meint sie. Und dann ist da die Politik mit Angela Merkel, Christine Lieberknecht oder Rezzo Schlauch. Schließlich sind einige Nobelpreisträger zu nennen wie Edwin G. Krebs, Albert Schweitzer und Hermann Hesse.

Dieser knappe Auszug aus einer langen Liste beeindruckender Persönlichkeiten erweckt den Eindruck, dass sich Philipp Melanchthon und Martin Luther die Finger mit ihren eindrucklichen Bildungstraktaten nicht umsonst wund geschrieben haben. Sie scheinen die Reformation als Bildungsbewegung auch innerhalb der Pfarrhausmauern etabliert zu haben. Das Pfarrhaus wurde zu einer »himmlischen Akademie«, wie Melanchthon es ausdrückte. Die pure Präsenz der Pfarrerherren als prägender Bildungsgestalten im eigenen Haus wirkte als Bildungsbeschleuniger. Die den Pfarrhaushalt bestimmende eigentümliche Mischung aus lebensdurchseuchenden Heilversprechen, institutionalisierter Nächstenliebe und Bildung prägte die Pfarrerskinder. Überhaupt war das Pfarrhaus bis in das frühe 19. Jahrhunderts hinein eine entscheidende Quelle für den Akademikernachwuchs. Das ist so bemerkenswert wiederum nicht. Denn den Pfarrerssöhnen blieb nichts anderes übrig, als Akademiker zu werden. Ein Erbe war nicht zu erwarten. Bildung war also das einzige berufsbiographische

Pfund, mit dem sie zu wuchern vermochten. Was aus sozialer Nötigung geschah, wurde später stilisiert. Das Pfarrhaus galt nunmehr als »Pflanzstätte bürgerlicher Kultur und Geistigkeit«. Der kreuzpatente Pfarrerssohn hatte arm, aber überaus belesen zu sein, trat leistungsbereit auf und ließ in seiner Bildungsbeflissenheit erahnen, dass er das Zeug zum Professor, Literat, Musiker und Künstler zugleich hatte. Dazu befähigte ihn eine harte bis ins frühe 19. Jahrhundert hinein durch den Vater selbst in die Hand genommene Schule. Allerdings war nicht jeder Vater dazu in der Lage. Davon zeugen Visitationsakten strapazierter Superintendenten vor allem des 17. Jahrhunderts. Die beklagen, dass die meisten Pfarrer kaum alte Sprachen beherrschten. Viele besaßen nicht einmal eine Bibel. Auf die Kanzel gingen sie mit »ein(em) Maulvoll aus einer Postill, oder anderem Buch«, um einen »ohngeschickten Sermon« zu halten. Das ist die Schattenseite unschöner Tatsachen. Zugleich ist vom 16. Jahrhundert an gut belegt, wie die kundigeren Pastoren ihren Söhnen im Alter von drei Jahren Latein, im Alter von sechs Jahren Griechisch und mit zwölf Jahren Hebräisch beibrachten. Das sorgte für frühreife multilinguale Fröchtchen, die alsbald den heimischen Herd verließen, um an seminarartigen Ausbildungsstätten und Stiftungen kreative Zirkel Pubertierender zu gründen. Die Tübinger Idealisten um Georg Wilhelm Friedrich Hegel, Friedrich Wilhelm Joseph Schelling und Friedrich Hölderlin hatten so einen Club gebildet. Höchst wirkungsvoll war das. Deutlich anders verlief die Bildungsbiographie der Töchter. Sie lernten zwar lesen und schreiben, was deutlich über dem Bildungsdurchschnitt lag. Die alten Sprachen hingegen kannten sie nur vom Hörensagen. Auf anderes kam es an, auf die Kunst der Haushaltsführung, die erlernt sein musste, bis die Töchter meist wieder in einem Pfarrhaus unter die Haube kamen. Das 19. Jahrhundert sorgte über Mädchenpensionate immerhin für den Zugang zu englischer und französischer Literatur. Die Memorierleistungen waren immens. Über dem Stickrahmen gebeugt wurden William Shakespeares Sonette und Michel de Montaignes Essays wie Psalmen memoriert, bei grauvoller Aussprache, die weder ein Engländer noch eine Französin je verstanden hätte. So manche Pfarrerstochter nahm aus diesem skurrilen Höherentöchterkäfig Reißaus, um als Kunststudentin oder Krankenschwester ihr Glück zu versuchen.

Gemeinsam in einem Bildungsboot wiederum saßen Söhne wie Töchter im Blick auf die Verhaltenserziehung. Sie wurden auf Freundlichkeit getrimmt. Das Pfarramt hatte eine Hausmacht familiärer Richtigkeiten darzustellen. Gehorsam, wohl-erzogen, redlich, friedvoll – das sind die Prädikate, die das Erziehungsschrifttum des protestantischen Pfarrhauses durchziehen. Entsprechende Haltungen erzeugte der Vater durch gutes Zureden, bisweilen auch mit der Rute und dem Kreuz im Gepäck, um als Strafrichter des Seelenlebens seines Amtes zu walten. Davon gibt der Film *Das weiße Band* beredtes Zeugnis. Pastorenkinder hatten eine durch Zucht und Selbstbeherrschung flankierte harmonieversessene Verdrängungselite zu bilden. Sie beherrschten neben der Kunst der Schweigsamkeit die Kunst des Verschweigens. Diese Kombination von überlegenem Wissen und höflichem Lebensstil machte Pfarrerskinder in ihrem sozialen Umfeld leicht zum »Herrenbuble«, ein Prädikat, das Albert Schweitzer traumatisiert haben soll. Der Pfarrerssohn Carl Gustav Jung hat die Aufarbeitung der damit verbundenen Gefahren durch sein psychologisches Programm zu einem Lebensthema gemacht. Jung aber war ein Kind des späten 19. Jahrhunderts. Generationen vor ihm stand eine derartige Berufslaufbahn nicht offen. Die meisten Pfarrerssöhne wurden von früh an zu Predigern herangezogen. »Ich möchte im

Ausstellung: Leben nach Luther. Eine Kulturgeschichte des ev. Pfarrhauses



## Eine Predigt, dass man Kinder zur Schule halten sollte

Martin Luther (1483–1546)  
Druckschrift, herausgegeben von Nickel Schirlentz, 1529

1530 verfasste Martin Luther seine *Predigt, dass man Kinder zur Schule halten sollte*. Sie mahnt die evangelischen Christen, ihre Söhne zur Schule zu schicken. Ausgehend von der Bibel als Grundlage des christlichen Glaubens forderte Luther eine umfassende öffentliche Erziehung. Nur durch die Erkenntnis Gottes und des Evangeliums würden die Kinder zu Humanität erzogen. Luther sah die Schule keineswegs als abgeschlossenen kirchlichen Raum. Vielmehr forderte er eine weltoffene Erziehung, die die Kinder dazu befähigt, christlich in und mit der Welt zu leben. Bereits seit 1517 warb Luther in Predigten und Briefen für die materielle Unterstützung von bedürftigen Studenten. Damit sollte dem absehbaren Nachwuchsmangel in den geistlichen Berufsständen und im Bildungswesen entgegen gewirkt werden, da er Bildung in jungen Jahren für wesentlich hielt. In seiner Predigt hebt Luther besonders die Bedeutung des Magisters hervor, der nach dem Predigtamt »der allernützlichste, wichtigste und beste« sei.

Deutsches Historisches Museum, Berlin

Jula Danylow

eigentlichen Sinne hinaus, wo kein Loch ist«, beklagte Eduard Möricke als Pfarrer wider Willen deswegen einmal seinen Berufsweg. Er floh neben seinen Amtspflichten in die Dichtung. Andere wurden Rosenzüchter, erfanden den Kunstdünger, systematisierten den Vorteil der Stallfütterung. So avancierten zu Aufklärungszeiten die Pfarrhäuser zu Bildungszentren, in denen der Pfarrer Spezialist für Seuchenbekämpfung, Klee- bau und Statistik in der Region war. Aufgrund der Professionalisierung naturwissenschaftlich orientierter Berufsbilder war damit im ausgehenden 19. Jahrhundert Schluss. Zugleich hatten ihre Kinder sich mit der Zeit vom Zwang emanzipiert, die »Pfarrerndynastie« fortsetzen zu müssen und ergriffen die Chance, in ganz andere akademische Berufe einzusteigen. Sie haben, dieses Phänomen harrt noch einer gründlichen

Erforschung, dadurch zur Säkularisierung sakraler Sprache und nichtreligiöser Interpretation theologischer Weltdeutungsmodelle in anderem Kontext beigetragen. Ein berühmter Pfarrerssohn gab entsprechend zu Protokoll: »Wir sind eben weder Hinterweltler noch Säkularisten...«. Der hatte Glück und gehörte zu eben jenen beizeiten eher seltenen Pfarrhäusern, in denen staatskritische politische Bildung groß geschrieben wurde. Sehr politisch war es nicht, das protestantische Pfarrhaus. Jedoch gab es immer wieder aus ihm heraus Anstiftungen zum herausstechenden Interesse für das Politische, sei es aus liberaler Atmosphäre heraus, sei es als Opposition gegenüber frömmelndem Rigorismus. Die Pfarrerskinder Mathias Claudius, Gustav Adolf Bürger und Jakob Michael Reinhold Lenz beteiligten sich an den Protestformen der Empfindsamkeit und des Sturm und Drang.

Die *Allgemeine Deutsche Biographie* hat Ende des 19. Jahrhunderts »große Deutsche« registriert und dabei festgestellt, dass über die Hälfte dieser herausragenden Persönlichkeiten aus Pfarrhäusern stammt. Diese verblüffende Pfarrkinderdichte unter deutschen Geistesgrößen hat katholische Polemik auf die geringe Arbeitsbelastung der Pastoren zurückgeführt, die ihre überschüssigen Kräfte im Drill ihrer Kinder austoben könnten. Nun hat schon wenig später die Pfarrerschaft nur noch zwei Prozent aller akademischen Haushalte gestellt – hundert Jahre zuvor waren es fünfzig Prozent. Insofern hat das Pfarrhaus als Bildungskosmos seinen exklusiven Status eingebüßt. Diese Entwicklung ist jedoch eine Frucht des Umstandes, dass das Bildungsniveau des Pfarrhauses gesamtgesellschaftlich auf große Teile der Bevölkerung übergelassen ist. Der Verfall als liberale Bildungsinstitution drohte viel eher von innen heraus. Weltläufige Bildungstraditionen stellten bei Empfindlichen theologische Neorthodoxien und die Erweckungsbewegung infrage. Denn nun wurde den Pfarrerstöchtern im eigenen Hause nahegelegt, sich dem unbegreiflichen Walten Gottes strickend, stickend, zeichnend und reimend in reflektionsresistenter Naivität anzunähern. Pfarrerssöhne wurden dazu angehalten, ihren Schulkameraden das Fahrradfahren als gottlose Tätigkeit auszutreiben. Die 1817 von Claus Harms pünktlich zum 300-jährigen Reformationsjubiläum in die Welt gesetzten 95 Thesen gegen den Rationalismus und Christian

Fürchtegott Gellerts *Geistliche Oden und Lieder* wurden zur Standardlektüre. Es kam zu einer verklemmten, jede leichte Verschiebung des Busentuches hart ahndenden Verkirchlichung des Pfarrhauses. Späte neurotische Reflexe dieser Haltung dokumentiert der interessanterweise dieser Tage ausgerechnet von Pfarrerinnen und Pfarrern so sehr geschätzte schwedische Film *Wie im Himmel*, in dem ein lutherischer Pastor als chronischer Spielverderber und Musenverächter ins Bild gesetzt wird. Um beim Film zu bleiben: Wie freigeistig das Pfarrhaus wirkt und Genies hervorbringt, ob aus Anstiftung zur Weltläufigkeit oder aus Trotz, dafür mag die Biografie von Ingmar Bergman stehen. Er, eine cineastische Ausnahmebegabung, kam aus dem Pfarrhaus, setzte stilisierenden Pfarrerneuosen in seinem letzten Kinofilm *Fanny und Alexander* ein Denkmal, ehelichte nicht weniger als sechs Frauen und war Vater von neun Kindern. Auf ganz andere Weise ermutigend wirkt immer noch Friedrich Dürrenmatts Biografie. Der gab zu Protokoll, dass er zwar kein Dorfschriftsteller sei, ihn jedoch das Dorfpfarramt mit seiner eigenwilligen Mischung aus Fußball, Karl May, Gullivers Reisen, Jules Verne, den biblischen Katastrophenerzählungen von der Sintflut, Jeremias Gotthelfs *Die schwarze Spinne* und den vierstimmig zu singenden Chorälen hervorgebracht habe. Pfarrerinnen und Pfarrer werden auch in Zukunft im unmittelbaren Umfeld ihrer Familie arbeiten. Ihr Berufsumfeld wird weiter auf die Kinder ausstrahlen. Wie sehr das die Pfarrhäuser zu familiären Bildungseinrichtungen denkwürdiger Art werden lässt, das hängt allein davon ab, wie inspirierend es ist, wieviel geistliche, geistige und emotionale Neugier dieses Biotop in Zukunft prägen wird. Bildend ist gewiss auch die mehr oder minder stark ausgesprochene Mitwirkungspflicht beim Krippenspiel, an der Orgel, im Flötenkreis, beim Kindergottesdienst. Große Enge, die sich in anarchischen Ausprägungen Luft machte, gab es auch. Gudrun Ensslin war Pfarrerstochter. Das zeugt von der atmosphärischen Ambivalenz auch des Pfarrhauses. Wichtig zu sehen ist jedoch: Die anderen Mitglieder der RAF waren es nicht.

**Stephan Schaede**, geboren 1963, studierte Evangelische Theologie und Philosophie, ist als Direktor der Ev. Akademie in Loccum tätig und ordiniert Pfarrer der Ev.-Luth. Landeskirche Hannovers.

*Aus Ilias. Stadt und Land der Trojaner*, 1881: »Wenn ich dieses Werk mit einer Geschichte des eignen Lebens beginne, so ist es nicht Eitelkeit, die dazu mich veranlasst, wol aber der Wunsch, klar darzu-

Natur begründete Neigung für alles Geheimnisvolle und Wunderbare wurde durch die Wunder, welche jener Ort enthielt, zu einer wahren Leidenschaft entflammt. ... Fand die Tanzstunde in unserem Hause statt, so gingen wir wol auf den Kirchhof vor unserer Thür um zu sehen, ob noch immer Henning's Fuss nicht wieder aus der Erde wüchse, oder wir staunten mit ehrfürchtiger Bewunderung die alten Kirchenbücher an, die von der Hand Johann Christians und Gottfriedrich Heinrichs von Schröder (Vater und Sohn) geschrieben worden waren, die vom Jahre 1709–99 als meines Vaters Amtsvorgänger gewirkt hatten; die ältesten Geburts-, Ehe- und Todtenlisten hatten für uns einen ganz besondern Reiz.«



**Heinrich Schliemann**  
Archäologe

Johann Ludwig Heinrich Julius Schliemann wurde 1822 in Neubukow (Mecklenburg) geboren und starb 1890 in Neapel. Er ist der berühmteste Vorreiter der Feldarchäologie, entdeckte die Ruinen des bronzezeitlichen Trojas und den Schatz des Priamos. Das Institut für Altertumswissenschaften der Universität Rostock trägt seinen Namen.

Leben nach Luther Themenheft

Leben nach Luther Themenheft



Pfarrer i.R. Klaus Hartig am Reformationstag 2012 bei einer Taufe in der St. Marienkirche in Waren an der Müritz.

# Es gibt keine männlichen Heilsfiguren mehr

Die Pastorin Sindy Altenburg und der pensionierte Pastor Klaus Hartig über den schwierigen Weg von der Betreuungs- zur Beteiligungskirche

*Ich möchte aus dem derzeit gültigen Pfarrdienstgesetz der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) zitieren. Im Paragraph 39 ist dort zu lesen: »Pfarrerinnen und Pfarrer sind auch in ihrer Lebensführung im familiären Zusammenhang und in ihrer Ehe an die Verpflichtungen aus der Ordination gebunden. Hierfür sind Verbindlichkeit, Verlässlichkeit und gegenseitige Verantwortung maßgebend.« Was bedeutet das für Sie?*

**Klaus Hartig** Dass der Pastor in seiner Ehe und Familie diese Kriterien zu erfüllen, also Vorbild für die Gemeinde zu sein hat.

*Und was heißt das für das Leben und Arbeiten im Pfarrhaus? Die EKD spricht hier von der »professionstypischen Durchmischung von Berufs- und Privatleben«.*

**Hartig** Wir haben das praktiziert. Die Aufgabe, das Wort Gottes zu verkündigen, die Gemeinde aufzubauen, passierte immer in Kontakt mit der Familie, bis dahin, dass wir keine eigene Pfarrküche hatten, sondern in unserer Küche der Kaffee für das Gemeindefest gekocht und der Kuchen aufgeschnitten wurde. Unser Pfarrhaus war das Kommunikationszentrum. Ab den 1970er Jahren hatten wir Gesprächsgruppen im Haus, eine im Gemeindefestsaal, eine im Amtszimmer, eine in unserem Wohnzimmer. Das war für uns selbstverständlich.

**Sindy Altenburg** Vor dieser Durchmischung habe ich mich immer gegrußelt. Ich will ein solches Pfarrhausleben meiner Familie nicht zumuten. Was hat denn meine Familie mit meinem Beruf zu tun? Es ist doch schon viel, dass sie da leben muss, wo ich arbeite.

*Werden Sie dennoch als Vorbild wahrgenommen?*

**Altenburg** Das können zwar nur die anderen beurteilen, aber diese Vorbildfunktion bringt das Amt wohl mit sich. Einerseits ist das Pfarrhaus ja eine riesige Projektionsfläche. Andererseits erlebe ich jedoch, dass die Leute dankbar und zufrieden sind, wenn sie merken: Da leben auch nur Menschen und keine Helden.

**Hartig** Mitunter wollen sie aber ein Stellvertretungsvorbild – der Pastor hat vorbildlich zu sein, damit man machen kann, was man will. Das, was man selbst nicht leistet, wird auf den Pfarrer projiziert.

*Dennoch haben Sie im Pfarrhaus ein ausgestelltes Leben in einem gläsernen Haus geführt?*

**Hartig** Ja. Es ist doch auch so, dass wir als Pastoren beanspruchen, in intimste Bereiche der Familie vordringen zu können, bei Beerdigungen, Taufen, Konfliktgesprächen. Das lassen die Leute nicht nur zu, sie erwarten es. Ich habe dabei die



**Hartig** In meiner Generation war ja eine größere Zahl der Pfarrfrauen Katechetinnen oder Kirchenmusikerinnen, so dass man von vornherein in einem gemeinsamen Dienst stand. Das hat die Arbeit mitunter auch erschwert, ja. Aber wir haben mit unseren beiden Söhnen, die das Pfarrhausleben erleiden mussten, reflektiert und sie haben – überraschend und beglückend für uns – es nicht als Zumutung oder Nötigung empfunden. Für sie war etwas anderes wichtig: Wir waren immer zu Hause, wenn sie aus der Schule kamen, wir waren an einem wesentlichen Schalterpunkt ihres täglichen Erlebens immer da. Und sie haben es genossen, in einem offenen Haus zu leben, mit vielen Gästen, auch ausländischen, die ihren Horizont un­gemein geweitet haben.

**Aus dem, was Sie, Frau Altenburg, gesagt haben, müsste dagegen folgen, dass Sie die Residenzpflicht, die Forderung, als Pastorin im Pfarrhaus leben zu müssen, ablehnen.**

**Altenburg** Wir bauen gerade unser Pfarrhaus zu einem größeren aus ... Nein, so weit würde ich nicht gehen. Ich will nur nicht in ein bestimmtes Pastorenbild, in diese Vorbildrolle gedrängt werden.

**Braucht es denn für die Seelsorge, die Verkündigung, die Gemeindearbeit das Leben in einem Pfarrhaus?**

**Altenburg** Es wäre zumindest sehr anders, wenn ich nur zum Arbeiten und zu bestimmten Sprechzeiten an meine Pfarrstelle käme. Es hat eine hohe Qualität, auch die Feste auf dem Dorf mitzufeiern und eine gewisse Präsenz zu zeigen. Ich muss ja nicht mit allen Freundschaften eingehen. Aber alle wissen, dass ich da bin und dass man im Zweifelsfall zu mir kommen kann, und nicht nur dann.

**Ist das Leben im Pfarrhaus eine Übung in pastoraler Lebenskunst?**

**Hartig** Ja, das ist es. Bei mir kommt hinzu, dass ich von Hause aus Elektriker bin. Ich bin durch ein Praktikum im Pfarrhaus dazu gekommen, den Beruf aufzugeben und Theologie zu studieren. Ich war damals bei einem kinderlosen Pfarrerspaar, das in der Nachkriegszeit Leute um sich gesammelt hat, die dann in den Kirchendienst gegangen sind. Für sie war das Motiv des Sich-zur-Verfügung-Stellens zentral. So verstehe ich pastorale Lebenskunst. Die Berufung war für uns beide, meine Frau und mich, jedenfalls lebenslang die treibende Kraft, die dann auch unseren Lebensstil geprägt hat.

**Altenburg** Ich konnte mir immer gut vorstellen, auch etwas anderes zu machen und damit glücklich zu sein, schon im Vikariat. Das kann ich mir jetzt auch gut vorstellen, den Beruf zu wechseln. So bin ich auch ins Pfarramt gekommen, mit dem Gedanken: Das probiere ich mal.

**Bei Wilhelm Raabe heißt es in dem Roman »Horacker«: Die »innige, heilbringende Verbindung zwischen Pfarrer und Gemeinde, das ist das Herz der Kirche«. Das stimmte wohl für das 19. Jahrhundert. Stimmt das noch für Sie?**

**Altenburg** Das klingt ein bisschen fett. Es ist ja viel passiert inzwischen. Dass jetzt viele Frauen im Pfarrberuf sind, macht einen großen Unterschied. Diese männlichen Heilsfiguren gibt es nicht mehr. Und es gibt kaum noch Familien, in denen die Frau dem Mann den Rücken für die Gemeinde freihält. Ich glaube, es ist gut für die Gemeinde, nicht diesem Bild einer Betreuungskirche zu folgen. Wir müssen zu einer Beteiligungskirche werden, in der sich die Leute selbst engagieren und selbst mündig sind.

**Hartig** Aber wie wird eine Kirchengemeinde zu einer Beteiligungskirche befähigt? Indem der Pastor seinen Dienst anders

Erfahrung gemacht, wenn ich mich selbst öffne, teilhaben lasse, kommen im Gemeindeleben viele Dinge in Bewegung, die sonst nicht so entstanden wären. Es ist dann leichter das zu tun, was uns am Herzen liegen sollte: die Botschaft Gottes auf menschliche, natürliche, unkomplizierte Weise zu verkünden.

**Ist es das, was Sie vehement ablehnen, dieses Eingemeinden des Familienlebens in das Berufsfeld?**

**Altenburg** Vehement würde ich nicht sagen. Es passiert ja dann doch irgendwie. Man lebt, wohnt und arbeitet eben in einem Pfarrhaus. Aber ich versuche, es nicht zusätzlich zu verstärken. Ich habe Pastorenkinder kennengelernt, die durch das Leben im Pfarrhaus traumatisiert waren, weil sie immer zum Pfarrleben dazugehören und überall mitmachen mussten. Das fing oft schon damit an, dass die Pfarrerskinder im Gottesdienst die Kollekte sammelten. Ich möchte nicht, dass meine Kinder so eingespannt werden – es ist mein Beruf, nicht ihrer.



versteht? Das funktioniert nicht. Es ist ein enorm langer, intensiver Weg der Gemeindearbeit. Einfach zu sagen, wir sind keine Betreuungskirche mehr, sondern jetzt eine Beteiligungskirche, damit ist gar nichts getan.

**Altenburg** Das ist klar, es ist ein Prozess und auch eine Frage von Macht. Der Pastor, die Pastorin muss Macht abgeben und Kompetenzen weitergeben. Weniger Heldentum und weniger Ideal rund um die Person des Pastors tut allerdings allen gut.

**Hartig** Aber der Vertrauensbonus, den wir haben, hat doch nichts mit Heldentum zu tun. Sondern mit Verlässlichkeit, mit dem Wissen der Leute, dass sie sich dem Pfarrer gegenüber öffnen können, ohne Sorge haben zu müssen, von hinten angegriffen zu werden. Das ist ein Bonus, der gehegt und gepflegt werden sollte, auch in einer Beteiligungskirche.

**Und was bedeutet eine Beteiligungskirche für das Leben im Pfarrhaus? Dass der Pfarrer nicht dem heute vorherrschenden Ideal der Dauerreichbarkeit und Dauerverfügbarkeit folgt?**

**Altenburg** Das ist für mich zumindest ein Teil meiner Aufgabe, diesem Ideal nicht zu folgen und auch Anderen Mut zu machen, sich der ständigen Verfügbarkeit zu entziehen. Vielleicht können Pfarramt und Pfarrhaus heute so zu einem Leitbild werden?

**Hartig** Also meine Erfahrung ist inzwischen, dass der Pastor fast nicht erreichbar ist. Wenn man anruft: Anrufbeantworter. Handy: ausgeschaltet. Haustür: bleibt zu. Das ist die gängige Erfahrung, die Menschen gegenwärtig machen. Und das ist schlimm. In Schweden gibt es die Pflicht, dass der Pastor ein Handy bei sich zu haben hat, das angeschaltet ist. Das sollte auch bei uns Dienstpflicht sein.

**Altenburg** Bei Handypflicht würde ich streiken!

**Hartig** Aber was wollen wir denn sonst, wenn nicht für die Menschen erreichbar zu sein?

**Altenburg** Aber doch nicht immer! Ich erlebe diese ständige Erreichbar- und Verfügbarkeit vor allem als Stress. Und ich halte nichts von noch mehr Pflichten und Regeln.

**Hartig** Für mich war es ein Teil meiner Berufungsverwirklichung, dass Leute mich erreichen können. Die Frage, die dahinter steckt, ist doch: Was heißt Glauben und Pfarrer zu sein heute? Dass man manchmal auch jemand anderer ist und nicht nur Glaubender?

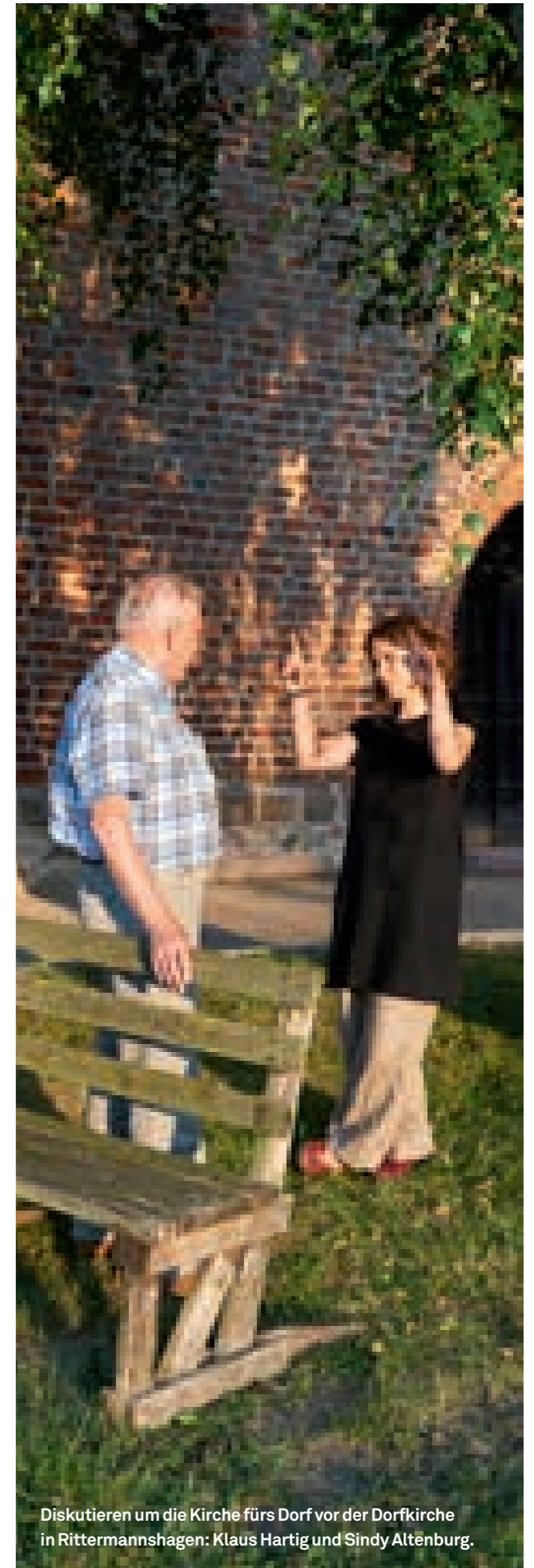
**Altenburg** Ich würde sagen: Ich bin immer Glaubende, aber ich bin nicht immer Pastorin.

**Hartig** Luther hat ja gesagt: »Unsere Väter haben die Kirchen nicht erhalten, wir auch nicht und unsere Söhne auch nicht, sondern der, der gesagt hat: Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.« Damit ist es auf den Punkt gebracht: Wir müssen das tun, was in unseren Kräften liegt, aber was daraus wird, liegt nicht in unserer Hand.

Das Gespräch führte Dirk Pilz.

**Sindy Altenburg**, Pastorin und Clownin, geboren 1978 in Röbel/Müritz. Mit 16 Jahren ließ sie sich taufen. Nach dem Abitur studierte sie hier und dort und kehrte schließlich nach Mecklenburg zurück. Sie ist verheiratet, hat drei Kinder und einen Hund.

**Klaus Hartig**, Pastor in Ruhe und auf Abruf, geboren 1935 in Mönchhagen bei Rostock. Nach Elektrikerlehre in Rostock Studium der Evangelischen Theologie in Leipzig und Erfurt. Pfarrer in Kratzeburg und Rittermannshagen, lebt seit 14 Jahren in Waren an der Müritz. Verheiratet mit Magdalene Hartig, Organisationschefin der Familie. Sohn Gottfried ebenfalls Elektriker, Zimmerermeister-Sohn Matthias in der AG Christliche Unternehmer.



Diskutieren um die Kirche fürs Dorf vor der Dorfkirche in Rittermannshagen: Klaus Hartig und Sindy Altenburg.

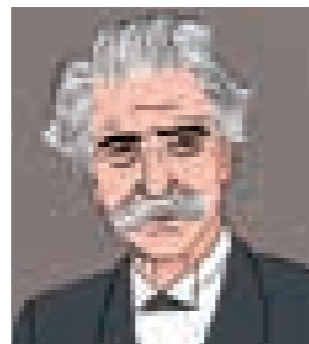


**Bis Heute**

Alltag und Anforderungen



Aus *Aus meiner Kindheit und Jugendzeit*, 1924: »Aus den Gottesdiensten, an denen ich als Kind teilnahm, habe ich den Sinn für das Feierliche und das Bedürfnis nach Stille und Sammlung mit ins Leben genommen, ohne die ich mir mein Dasein nicht denken kann. Ein halbes Jahr nach meiner Geburt siedelte mein Vater als Pfarrer nach Günsbach im Münstertal über. Meine Mutter war eine Münstertälerin. Sie war die Tochter des Pfarrers Schillinger zu Mühlbach, hinten im Tal. Als wir nach Günsbach kamen, war ich ein sehr schwächliches Kind. Im Pfarrhause von Günsbach verlebte ich mit drei Schwestern und einem Bruder eine schöne Kindheit. Schon vor meiner Schulzeit hatte mein Vater begonnen, mich auf einem alten Tafelklavier in Musik zu unterrichten. Von Noten spielte ich nicht viel ab. Meine Freude war, zu improvisieren und Lieder und Choralmelodien mit selbst erfundener Begleitung wiederzugeben. Mit acht Jahren, kaum



**Albert Schweitzer**  
Arzt und Theologe

daß die Füße lang genug waren, um die Pedaltasten zu erreichen, begann ich, Orgel zu spielen. Die Leidenschaft für die Orgel hatte ich von meinem Großvater Schillinger geerbt, der sich viel mit Orgel und Orgelbau beschäftigte. Neun Jahre alt, durfte ich zum ersten Male den Organisten im Gottesdienst vertreten. Im übrigen war ich ein stiller und verträumter Schüler, der Lesen und Schreiben nicht ohne Mühe erlernte. In Sprachen und Mathematik mußte ich mich anstrengen, um etwas zu leisten. Im Aufsätze aber war ich, wenn ich mich recht erinnere, gewöhnlich der Erste.« Albert Schweitzer wurde 1875 in Kaysersberg im Elsass geboren und starb 1965 in Lambaréné (Gabun). Er war Arzt, Organist, Philosoph, evangelischer Theologe und Pazifist. Die Lehre der Ehrfurcht vor dem Leben gilt als sein Bekenntnis. 1952 wurde ihm der Friedensnobelpreis und 1954 der Orden »Pour le Mérite für Wissenschaft und Künste« verliehen.

# Kirchenbücher – Grundlage für Ariernachweise und Judenverfolgung

## Das Pfarrhaus im Nationalsozialismus

Hansjörg Buss und Stephan Linck

**M**it der Bildung der Regierung Hitler am 30. Januar 1933 wurde Antisemitismus zu einem zentralen Gegenstand staatlichen Handelns. Bereits das Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums vom 7. April 1933 schrieb die »arische Abstammung« für Beamte zwingend vor. Noch weitreichender waren die sogenannten Nürnberger Rassengesetze vom September 1935. Nach der 1. Verordnung zum Reichsbürgergesetz vom 14. November 1935 galt als Jude, wer mindestens drei jüdische Großelternanteile hatte. Die Zugehörigkeit zur »arischen Rasse« wurde also über das religiöse Bekenntnis der Vorfahren bestimmt.

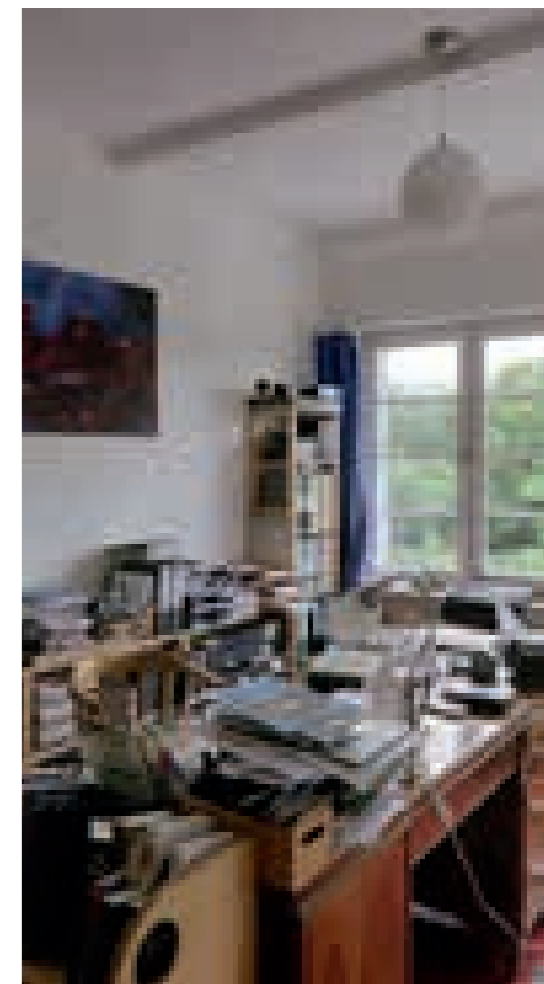
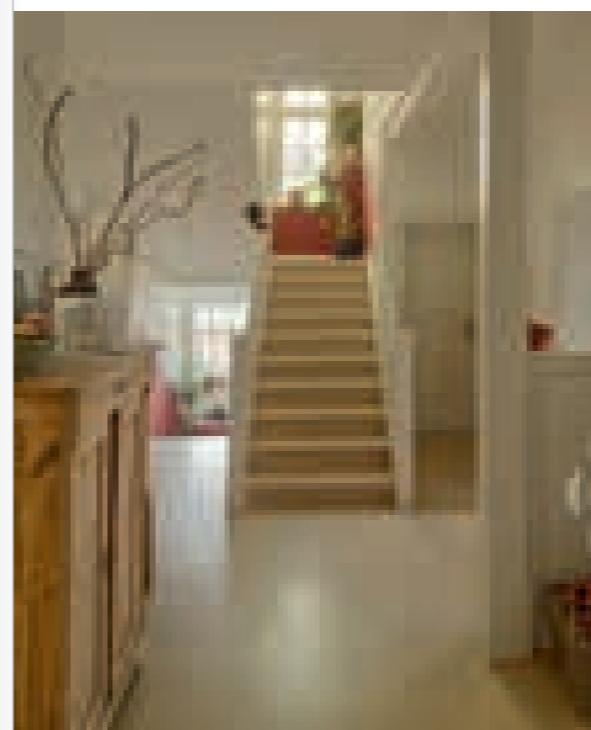
Vom staatlichen Antisemitismus waren neben »Glaubensjuden« demnach auch jene betroffen, die – beziehungsweise deren Eltern oder Großeltern – sich vom Judentum gelöst und in der Regel einer christlichen Kirche angeschlossen hatten. Mehrere hunderttausend Menschen, darunter viele, die sich bewusst als Christen und Deutsche verstanden, wurden über

Nacht zu »Nichtariern« und waren fortan von Ausgrenzung, Diskriminierung und Verfolgung betroffen. Etliche fielen dem Völkermord zum Opfer.

Staatliche Standesämter gibt es in Deutschland erst seit 1876. Bei der Bestimmung von »Juden«, das heißt um genauer zu sein von »Nichtariern«, kam den Kirchenbüchern eine zentrale Rolle zu, da hier die entsprechenden Geburts- und Taufangaben zu finden waren. Um die immer zahlreicher werdenden Anfragen zeitnah zu beantworten, mussten die Kirchengemeinden beziehungsweise die Pfarrhäuser, wo die Kirchenbücher meist lagerten, erhebliche Mehrarbeit leisten. Nächtelang, so die Darstellung in zahllosen Berichten, saßen die Pastoren, oftmals auch die Pfarrfrauen, über den Kirchenbüchern, um anhand der Taufe der Eltern beziehungsweise der Großeltern die »arische« Abstammung der Anfragenden zu bestätigen. Nach zeitgenössischen Angaben erbrachten kirchliche Stellen allein bis Mai 1935 rund 12,5 Millionen »Ariernachweise«.



Pfarrhaus in Nastätten im Rhein-Lahn-Kreis, erbaut 1912 nach Plänen des Herborner Architekten Ludwig Hofmann (1862–1933). Pfarrerin Anne-Bärbel Ruf-Körper, geboren 1978, und Pfarrer Kristian Körper, geboren 1974. Beide sind seit Januar 2012 in der Kirchengemeinde Nastätten im Taunus tätig.



Mit der Ausweitung der Nachweispflicht auf weitere Personengruppen erhöhte sich der zeitliche und finanzielle Aufwand. Die notwendigen strukturellen Veränderungen führten vielerorts zur Zentralisierung der Kirchenbuchangelegenheiten in sogenannte Sippenkanzleien beziehungsweise Kirchenbuchstellen. Ein markantes Beispiel ist die mecklenburgische Sippenkanzlei mit Sitz in Schwerin, für die unter Leitung eines Pfarrers zeitweise bis zu siebzig Angestellte arbeiteten. Im Zeitraum von fünf Jahren, zwischen dem 1. Mai 1934 und dem 30. April 1939, bearbeitete man hier rund 420.000 Eingänge und erstellte circa eine Million Urkunden. Zu Recht hielt ein Mitarbeiter des hamburgischen Landeskirchenamtes Anfang 1944 fest: »Der ganze Nachweis der Deutschblütigkeit sei ohne diese aufopfernde Arbeit unmöglich gewesen.« Über die Bedeutung dieses »kirchlichen Dienstes an der Volksgemeinschaft« und bezüglich der Konsequenzen für diejenigen, die den Nachweis ihrer »arischen« Abstammung nicht erbringen konnten, bestand keinerlei Unklarheit. In einer Werbeschrift der schleswig-holsteinischen Landeskirche aus dem Jahr 1939 hieß es: »Auf der Reinheit des Blutes beruht die Kraft der Nation. Das ist in unserem Reiche Allgemeingut der Erkenntnis. Der Erforschung von Familie und Sippe in ihren blutmäßigen Zusammenhängen dienen mannigfache Bestrebungen unseres öffentlichen Lebens. Millionen von Arierscheinen, die aus den alten Kirchenbüchern herausgezogen wurden, verbürgen die Reinheit der Abstammung und bieten die Gewähr für die Durchsetzung der notwendigen bevölkerungspolitischen Aufgaben. Die Kirche hat in der Erkenntnis der großen Bedeutung dieser Dinge für das Volk und seine Zukunft sich freudig in den Dienst der Sache gestellt ...«

Mit der Radikalisierung der nationalsozialistischen Ausgrenzungs- und Verfolgungspolitik gegenüber den deutschen Juden Ende der 1930er Jahre trat eine weitere Verschärfung ein. Oftmals aus eigenem Antrieb verfolgten kirchliche Stellen die Identifizierung und Namhaftmachung von Juden. Beispielsweise verfügte die Ende 1936 offiziell eröffnete Kirchenbuchstelle Alt-Berlin unter Leitung des Pfarrers Karl Themel über eine eigene Abteilung zur Bearbeitung der Berliner Judentaufen seit dem Jahr 1800. Der nationalsozialistische *Völkische Beobachter* berichtete zufrieden, dass dort täglich drei bis vier Fälle einer »nichtarischen« Abstammung aufgedeckt würden. Flächendeckend führte eine 1938 gestellte Anfrage des *Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschlands, Abteilung Judenfrage* nach der kirchlichen Überlieferung von Mischehen und Judentaufen zu vermehrten Aktivitäten bei der Suche nach Juden und »Judenstämmigen«. So meldete das Kirchenbuchamt der Propstei Altona im Dezember nach umfangreicher Recherche eine vollständige Liste von allen in den Jahren 1900 bis 1936 Getauften jüdischer Herkunft mit 44 Namen. In Flensburg fanden sich zwar nur sieben Personen, in eigener Initiative hatte man hier allerdings die Kirchenbücher zurück bis ins Jahr 1733 durchgesehen. Aus Kiel hingegen wurde Fehlanzeige gemeldet, obwohl die Akten zu den Judentaufen direkt neben jener Akte geführt wurden, in der die Antwort abgeheftet wurde. Ob der bearbeitende Kirchenbeamte nur zu faul war, die Anfrage zu bearbeiten, oder ob er dies aus anderen Gründen tat, bleibt unklar. Fakt ist: Er beteiligte sich nicht an der Denunziation von Menschen jüdischer Herkunft.

Es ist nur ein Fall bekannt, in dem ein evangelischer Geistlicher – es handelte sich um einen Schweizer Pfarrer – die Ausstellung eines »Ariernachweises« verweigerte: »Die pathologischen Forderungen des Ariernachweises bei der Urgroßmutter (!!!) finden Sie nicht bloß nicht verrückt, sondern auf den

Ausstellung: Leben nach Luther. Eine Kulturgeschichte des ev. Pfarrhauses



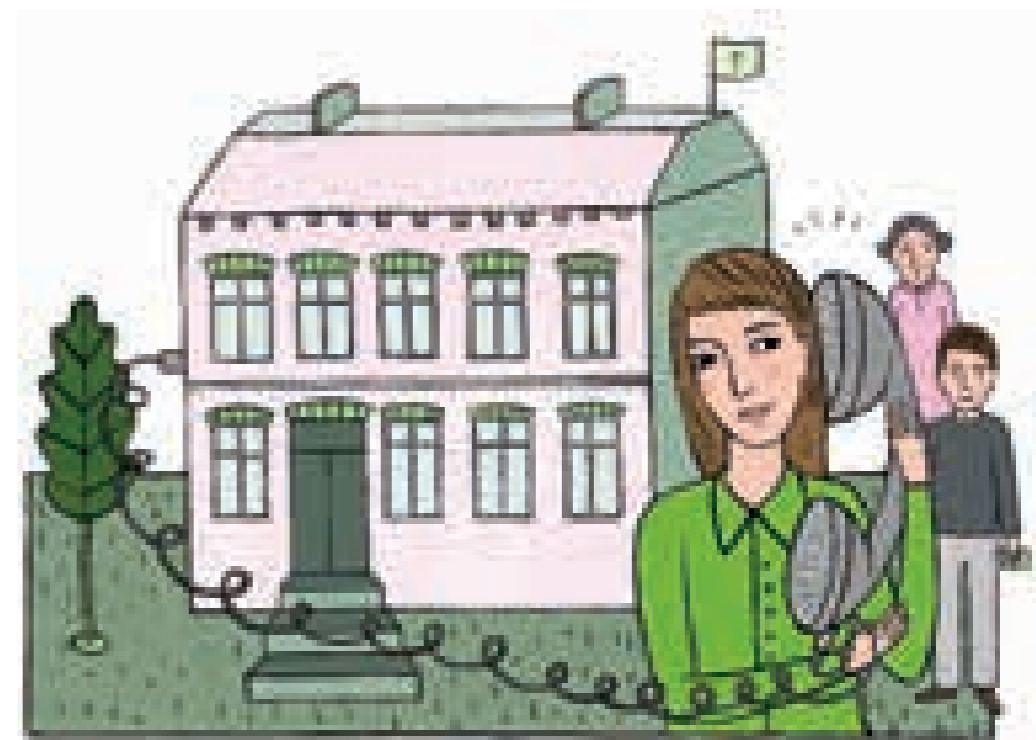
### Die nationalsozialistische Wochenzeitschrift »Das schwarze Korps« Beitrag »In der Reichsbildstelle für Sippenforschung« über Kirchenbücher als Quellmaterial zur Ahnenforschung, 17. Februar 1938

»Staatsbürger kann nur sein, wer Volksgenosse ist. Volksgenosse kann nur sein, wer deutschen Blutes ist, ohne Rücksichtnahme auf Konfession. Kein Jude kann daher Volksgenosse sein.« Das 25-Punkte-Programm der NSDAP definierte bereits 1920 die deutsche Volksgemeinschaft als Blutsgemeinschaft. Mitglieder der NS-Organisationen mussten nachweisen, dass sie nicht von jüdischen Großeltern abstammten. Ab 1933 wurde die Nachweispflicht auf Beamte und ab 1935 mit den Nürnberger Rassegesetzen auch auf alle Heiratswilligen ausgeweitet. Die »Reichsstelle für Sippenforschung« im Reichsinnenministerium hatte den Auftrag, Urkundenfälschungen bei Ahnennachweisen aufzudecken, amtliche Gutachten auszustellen und Menschen mit jüdischen Wurzeln aufzuspüren. Dabei wurde sie von Pfarrämtern und Kirchenbuchstellen unterstützt. Zudem sicherte sie die Quellenbestände, die zur Erstellung einer Ahnenstamm- sowie einer »Fremdstämmigenkartei« benötigt wurden – dafür wurden Kirchenbücher abfotografiert.

Deutsches Historisches Museum, Berlin Friedrun Portele-Anyange

Leben nach Luther Themenheft

## Das Pfarrhaus als ... Telefonzelle



Mann, der solchen Generalblödsinn befiehlt, bringen Sie auch noch ein »Heil!« aus. Es scheint doch, dass Deutschland immer mehr zu einem Riesenirrenhaus wird!« Bekannt wurde der Text durch ein Rundschreiben der Deutschen Evangelischen Kirche vom Dezember 1938, in dem man den Verfasser zur Unperson erklärte. Die Wiedergabe seines Schreibens ist zugleich Beleg dafür, dass man sich in dieser Frage auch wenige Wochen nach der Reichspogromnacht eines innerkirchlichen Konsenses sicher sein konnte.

Eine kirchliche Reflexion über das Geschehen nach der Kapitulation Deutschlands 1945 ließ sich nicht feststellen. Die im Frühjahr 1946 vom Landeskirchenamt der schleswig-holsteinischen Landeskirche in Kiel eingeforderten Statusberichte der Kirchenbuchämter meldeten unisono: »Durch Fortfall der durch den Nachweis der Deutschblütigkeit bedingten Arbeiten gingen die Anträge sehr zurück.« Bis heute ist kaum

bekannt, dass die christlichen Kirchen mit der bereitwilligen Bereitstellung von Kirchenbuchauszügen erst die Voraussetzungen geschaffen haben, dass die nationalsozialistische Verfolgung nicht nur die Angehörigen der jüdischen Religionsgemeinschaft betraf, sondern auch das säkularisierte Judentum und alle Christinnen und Christen jüdischer Herkunft.

**Hansjörg Buss**, geboren 1971, studierte Geschichte, Politische Wissenschaft und Jura. Ist freiberuflicher Historiker und Autor von *Entjudete Kirche. Die Lübecker Landeskirche zwischen christlichem Antijudaismus und völkischem Antisemitismus (1918–1950)*.

**Stephan Linck**, geboren 1964, studierte Geschichte, Literaturwissenschaft und Politische Wissenschaft, von 1999 bis 2004 Mitarbeiter des Projektes *Kirche, Christen, Juden in Nordelbien 1933–1945*, seit 2008 als wissenschaftlicher Angestellter und Gedenkstättenbeauftragter der Nordkirche tätig.

»Lesen, musizieren, werkeln, debattieren, singen, reisen, lernen und spielen sind rückblickend einige prägende Zutaten meiner Pfarrhauskindheit. Ich sang im Kinderchor und musste täglich Geige üben; dazu gab es Ausflüge zu Klöstern und Schlössern mit nicht enden wollenden Parkspaziergängen. Aber auch Gemeindefeste und Krippenspiele, Adventssingen und Junge Gemeinde gehörten dazu. Immer war etwas beizutragen, ob als Verkündigungengel oder an der Gitarre. Wir Kinder waren selten nur dabei, sondern immer mittendrin. Anders in der Schule. Ohne Pionierhalstuch war da kein Staat zu machen. Die Eltern achteten besonders auf Leistungen. Gäste im Haus waren selbstverständlich – Seelsorgefall, weltweite Ökumene, der große



Stephan Dorgerloh Politiker

Freundeskreis: Sie aßen alle mit am großen runden Tisch im Esszimmer. Ich erinnere mich an das väterliche Pfarrhaus nicht nur als offenes Haus, sondern auch als einen öffentlichen Ort der Begegnung und (politischen) Debatte, von Gesprächen und Feiern. Das Amtszimmer war dabei ein besonderer Raum in diesem Haus, in dem Vater arbeitete und nicht gestört werden durfte – schon gar nicht, wenn er Besuch hatte.« Stephan Dorgerloh wurde 1966 in Berlin geboren. Nach einer Ausbildung zum Innenausbaufacharbeiter studierte er Evangelische Theologie. Von 2008 bis 2011 war er als Prälat Beauftragter des Rates der EKD in Wittenberg und verantwortlich für die Lutherdekade. Seit 2011 ist er Kultusminister von Sachsen-Anhalt.

Leben nach Luther Themenheft



Pfarrhaus St. Lukas in der Münchner Innenstadt, erbaut 1968 nach den Plänen des Architekten Franz Lichtblau. Pfarrerin Beate Frankenberger, geboren 1964 in Passau, seit Juni 1999 in der Lukasgemeinde München tätig, mit ihren beiden Söhnen und Katze Miezi.

»Ich bin mit meinen Geschwistern auf Rügen groß geworden. Es war die Zeit der DDR. Unsere Eltern haben den Staat, in dem wir lebten, nie akzeptiert, und diese Grundeinstellung der Skepsis gegenüber den Mächtigen haben wir Kinder selbstverständlich eingesogen. Ich habe früh gelernt, dass es immer mehrere Wahrheiten gibt, und dass es weh tun kann, für die eigene Überzeugung einzutreten. Unser Pfarrhaus war offen für andere Menschen, für Kluge und Dumme, für Kranke, für Trauernde. Wer kam, aß mit uns, wurde angenommen, so wie er war: als ein Mensch, das Ebenbild Gottes. Menschenliebe habe ich mit ins Leben genommen. Die Fähigkeit, mich auf ein



Renate Meinhof  
Journalistin

Gegenüber einzulassen und zuzuhören, kommt mir oft zugute, genauso wie der Schatz an Gedichten und Liedern, die zum Tag gehörten wie Essen und Trinken.«

Renate Meinhof wurde 1966 auf der Insel Rügen geboren. Nach dem Abitur in Potsdam-Hermannswerder machte sie eine Bibliothekslehre, studierte Evangelische Theologie und absolvierte danach die Deutsche Journalistenschule München. Seit 1999 ist sie Redakteurin bei der »Seite Drei« der Süddeutschen Zeitung. 2005 erschien im Verlag Hoffmann und Campe ihr Buch *Das Tagebuch der Maria Meinhof*. 2008 erhielt sie den *Emma-Journalistinnen-Preis* für *Alles bleibt anders*.

## Das Pfarrhaus in der DDR Zwischen Bildungsbürgertum und Politik

Markus Meckel

**A**ls Sohn eines Pastors und später bis zum Mauerfall selbst praktizierender Pfarrer schaue ich aus zwei ähnlichen, und doch verschiedenen Erlebnisräumen heraus auf das Thema dieses Beitrages. Wer, wie ich, in einem DDR-Pfarrhaus aufwuchs, lebte in einer durchaus eigenen, sich von der Normalität des sozialistischen Alltags unterscheidenden Welt. Wir Pastorenkinder ertrugen einerseits hautnah verschiedenste Formen der Ausgrenzung und Isolierung, andererseits waren wir auch ein Stück in einem schützenden Raum, entlastet von dem üblichen Druck, der auf den meisten Menschen in ihrem Alltag lastete. Das Pfarrhaus war schließlich vielfach das Zentrum der Gemeinde, hier traf sich, wer durch seinen christlichen Glauben andere Schwerpunkte im Leben setzte als jene, welche die durch Partei und Staat bestimmte Gesellschaft »verordnete«.

Unsere familiäre Erziehung war geprägt von gepflegter Bürgerlichkeit und Sittlichkeit: Der Beruf des Vaters prägte den Alltag, die Mutter stand ihm in allen Gemeindefragen ganz zur Seite und organisierte den reibungslosen Ablauf der (Groß-) Familie. Die hauseigene Bibliothek war ebenso selbstverständlich wie das gemeinsame Musizieren und der regelmäßige Austausch mit vielen Gleichgesinnten in praktizierter geistiger Freiheit. Dass ich dann seit Beginn meiner Schulzeit mit den Eltern und vier Geschwistern im Berliner Missionshaus lebte, eröffnete eine zusätzliche Dimension: Gegenüber den im Land verteilten Pfarrhäusern hatten wir den Vorteil eines größeren sozialen Raumes. Hier wohnten nicht nur mehrere Pfarrfamilien sich gegenseitig stärkend könnend unter einem Dach, sondern internationale Gäste aller Kontinente gehörten zum Alltag, was unseren Horizont noch auf eine ganz andere Weise erweiterte. Unter DDR-Pfarrerskindern war es nicht üblich, sich an den staatlichen, kommunistisch geprägten Kinder- und Jugendorganisationen wie den Jungen Pionieren und

der Freien Deutsche Jugend (FDJ) zu beteiligen oder neben der Konfirmation auch an der Jugendweihe teilzunehmen. Wer sich dem verweigerte, hatte zwar geringere Ausbildungs- und Aufstiegschancen, stand aber als quasi unverbesserlicher Außenseiter auch nicht ständig unter Rechtfertigungsdruck. Bis zu einem gewissen Grade wurde das »Ghetto Kirche« in seinem Anderssein letztlich duldsamer toleriert. Allerdings waren selbst beste schulische Ergebnisse keineswegs ein Garant für den Zugang zu höherer Bildung, das heißt das staatliche Abitur und ein sich anschließendes Studium blieben Pastorenkindern vielfach verwehrt. Viele suchten deshalb ihren Ausweg in sozialen Berufen oder im Ausreiseantrag nach Westdeutschland. Ein Teil der DDR-Pastorenkinder profitierte von der begrenzten Möglichkeit, über kirchliche Ausbildungsstätten einen anspruchsvolleren Beruf anzustreben. Diese waren zumeist unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg in der Besatzungszeit gegründete und von den Sowjets genehmigte Oberseminare, Konvikte und ähnliches. An derartigen Einrichtungen konnte zum Beispiel ein vom Staat unabhängiges – von ihm allerdings nicht anerkanntes – Abitur erworben, soziale Berufe erlernt und sogar ein vollständiges Theologiestudium absolviert werden. Naturgemäß war an diesen Bildungsstätten der Anteil von Pfarrerskindern entsprechend hoch. Auch mein Ausbildungsweg fand innerhalb der Kirche statt, nachdem ich zum Ende der zehnten Klasse trotz bester Noten aus politischen Gründen von der Erweiterten Oberschule in Berlin-Mitte (dem einstigen »Grauen Kloster«) verwiesen wurde. Das Abitur erwarb ich dann im kirchlichen Oberseminar Potsdam-Hermannswerder und schloss später mein Theologiestudium nach einer Zeit in Naumburg am Sprachenkonvikt Berlin ab. Wie die Kirchen insgesamt, so waren gerade ihre Ausbildungsstätten Orte geistiger Freiheit. In einer totalitären Gesellschaft wie der DDR wiederum waren sie damit zugleich per se ein Politikum.

Ab 1980 – zunächst als Vikar und dann als Pfarrer – lebte ich mit meiner Familie in einer dörflichen mecklenburgischen Kirchengemeinde. Über das normale Gemeindeleben und die schwierige bauliche Erhaltung der Kirchen hinaus traf sich dort ab 1982 eine Gruppe von politisch wachen Menschen, die etwas verändern wollten. Sie kamen aus einem Umkreis von fünfzig Kilometern, Christen und Nichtchristen – es entstand der Friedenskreis Vipperow. Jährlich, jeweils im November, wurde hier die Friedensdekade mit verschiedenen Aktionen und Veranstaltungen begangen. In der Region wurde Vipperow zum Anlaufpunkt »politischer Seelsorge«. Schrittweise entstanden Kontakte zu und Vernetzungen mit anderen Gruppen. Die Kirchengemeinde selbst folgte dem »2%-Appell« und gab diesen Anteil gemeinsam mit der westdeutschen Partnergemeinde und einer in den Niederlanden für ein Entwicklungsprojekt in Mosambik. Ende der 1980er Jahre übernahm ich die Leitung einer Ökumenischen Begegnungs- und Bildungsstätte bei Magdeburg, in der ich diese Aktivitäten übergemeindlich fortsetzte. Über diese gesamte Dekade hinweg war die kirchliche Arbeit stark auf die gesellschaftliche Situation bezogen, sowohl das Land selbst betreffend, aber eben auch die globalen Herausforderungen von Freiheit, Frieden, Gerechtigkeit und Umweltproblemen. Innerhalb der Kirche entwickelte sich nur langsam die Anerkennung einer solchen Arbeit. Während etwa mein unmittelbarer Vorgesetzter in der mecklenburger Zeit die politische Dimension dieser kirchlichen Verkündigung als meine ganz private Angelegenheit bewertete (eben so, wie andere Landpastoren nebenher ihre Bienen züchteten), so entwickelte sich nach dem Aufruf der Ökumenischen Vollversammlung von Vancouver (1983) zu einem konziliaren Prozess für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung in den Kirchen der DDR eine stärkere Anerkennung der Gruppen, die sich mit diesen gesellschaftlichen Themen befassten. Das wiederum mündete schließlich 1988/89 in die Ökumenische Versammlung, in welcher sich dann auch die Kirchen selbst offiziell und mit großem Ernst diesen Fragen zuwandten. Dies gehörte dann bereits in die unmittelbare Vorgeschichte der Friedlichen Revolution.

Die eigene Erfahrung ist aber nun eingebettet in einen größeren Zusammenhang. So lässt sich sagen: In der besonderen gesellschaftlichen Situation von Kirche in der DDR spielte das Pfarrhaus hier noch eine bedeutende Rolle. Entsprechend der herrschenden kommunistischen Ideologie sollten Religion und Kirche zunehmend der Vergangenheit angehören – und so zählte das evangelische Pfarrhaus in der DDR von vornherein zu dem Teil der Gesellschaft, der im Widerspruch zu den Grundideen des sozialistischen Staates stand. Dieser wiederum wartete das vorhergesagte »Absterben der Religion« nicht einfach ab, sondern sah sich durchaus berufen, dem auch Vorschub zu leisten. Dies geschah mit durchaus bemerkenswertem Erfolg, denn heute gehört in Ostdeutschland immerhin nur ein dreimal geringerer Teil der Bevölkerung als im Westen einer christlichen Kirche an. Die Kirchen in der DDR waren die einzigen sich selbst organisierenden Institutionen, auf welche »die Partei« – damit war immer die SED gemeint, obwohl es ja neben ihr auch die Blockparteien gab – und der Staat keine unmittelbaren Einflussmöglichkeiten hatten. Anders als in den anderen sozialistischen Staaten, hatten die Sowjets nach 1945 den Kirchen das Recht zugestanden, ihre inneren Angelegenheiten selbst zu regeln. Hintergrund dafür war zum einen, dass die »Bekennende Kirche« in der NS-Zeit als Widerstand anerkannt wurde, zum anderen aber natürlich die Tatsache, dass die Kirchen in ganz Deutschland in Ost und West in einem engen organisatorischen Zusammenhang standen.

Ausstellung: Leben nach Luther. Eine Kulturgeschichte des ev. Pfarrhauses

## Schwerter zu Pflugscharen

### Die erste evangelische Friedensdekade in der DDR, 1980er Jahre



*Schwerter zu Pflugscharen* war das Motto der ersten evangelischen Friedensdekade in der DDR, die zu Beginn der 1980er Jahre ihre Stimme gegen das Wettrüsten im Kalten Krieg erhob. Das Zitat aus *Micha 4, 1–4* mahnt die Völker der Welt, ihre Waffen in nützliche Alltagsgegenstände umzuwandeln. Bereits in den 1950er Jahren hatte der sowjetische Künstler Jewgeni Wutschetitsch die Skulptur des Friedensschmieds geschaffen, die Nikita Chruschtschow 1959 an die UNO verschenkte. Auf Initiative des Dresdner Landesjugendpfarrers Harald Bretschneider avancierten Bibelvers und Bronzestatue zum Symbol der unabhängigen, christlichen Friedensbewegung in der DDR. Obwohl sich das Symbol gegen die Politik des Staates richtete, wurde es von den staatlichen Stellen zunächst nicht angegriffen, verwies es doch auf die Skulptur von Wutschetitsch. In Form von Aufnahmern wurde es zum sichtbaren Zeichen des Bekenntnisses gegen die Militarisierungspolitik der SED. Die Versuche des Regimes, der Bewegung mit einem Trageverbot beizukommen, zeitigten nur teilweise Wirkung.

Deutsches Historisches Museum, Berlin

Jula Danylow

Umso mehr versuchte die Regierung dann aber mit Hilfe der Staatssicherheit Einfluss auf die kirchlichen Entscheidungen auszuüben, was jedoch trotz erheblichen Einsatzes vielfach doch nicht von großem Erfolg gekrönt war.

Die Kirchen in der DDR waren gewissermaßen die einzigen öffentlichen Orte, an denen aufrichtig geredet und diskutiert werden konnte und wo Entscheidungen demokratisch getroffen wurden. So fanden sich gerade hier Verhaltensweisen und Diskursfähigkeiten, die sonst in der Gesellschaft kaum zu erlernen und zu erproben waren. In den Kirchen wurde die Zusammengehörigkeit von Ost und West bewusst gelebt und gepflegt. Jede Gemeinde in der DDR hatte ihre westdeutsche Partnergemeinde – und oft zeichneten sich eben diese Partnerschaften durch lebendige Kontakte, Besuche und hilfreiche Unterstützungen aus. So erinnere ich nachträglich gern und dankbar an die guten menschlichen Kontakte zur Partnergemeinde in Veitshöchheim bei Würzburg. Von dort kam dann auch aktive Unterstützung für die Restaurierung verschiedener vom Verfall bedrohter Gotteshäuser in meinem damaligen mecklenburgischen Sprengel. Die Pfarrhäuser waren gewissermaßen bürgerliche Inseln mit eigenen Traditionen und einer nicht von außen geleiteten Gedanken- und Lebenswelt. In ihnen wurde ganz selbstverständlich der nationale und internationale Zusammenhalt praktisch gelebt – unabhängig davon, dass wohl die meisten, wie ich selbst, nicht glaubten,

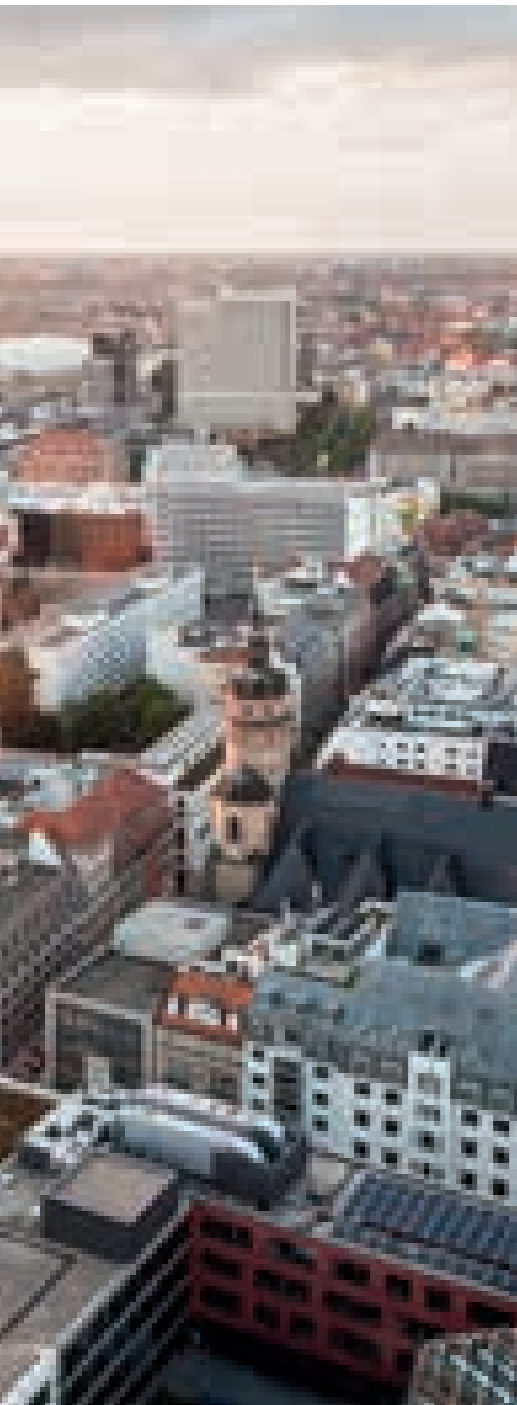
Leben nach Luther Themenheft



Da, wo 1989 mit Kerzen in den Händen protestiert wurde: Christian Führer, ehemaliger Pfarrer der Nikolaikirche, vor der berühmt gewordenen Kirche in Leipzig.



Pfarrerswohnung in Leipzig in einem denkmalgeschützten Altbau in Zentrum-West. Pfarrer i.R. Christian Führer (mit Ehefrau Monika) geboren 1943 in Leipzig, von 1980 bis 2008 Pfarrer an der Nikolaikirche Leipzig und Mitinitiator der Friedensgebete seit 1982, aus denen im Herbst 1989 die Montagsdemonstrationen hervorgingen.



## Das Pfarrhaus als ... Konzerthaus



jemals die deutsche Einheit erleben zu können. Auch die Evangelischen und Katholischen Studentengemeinden entwickelten sich zu Orten, an welchen die dort praktizierte Offenheit in die Gesellschaft hineinwirkte und Menschen aller Berufsgruppen erreicht wurden. Die in den Kirchen Anfang der 1980er Jahre entstandenen emanzipatorischen Gruppen thematisierten kritisch gesellschaftliche Fragen. Heute wird in diesem Zusammenhang pauschal von der DDR-Opposition gesprochen. Genauer formuliert fanden sich engagierte Christen und Nichtchristen in besonderem Maße in Pfarrhäusern und anderen kirchlichen Örtlichkeiten zusammen und suchten nach gemeinsamer Analyse der gesellschaftlichen Probleme und nach Aktionsmöglichkeiten.

Heute wird oft davon gesprochen, dass die Opposition das »Dach der Kirche« gesucht hätte, allerdings sind diese Gruppen zumeist innerhalb der Kirche entstanden, wobei sie offen waren für Nichtchristen, die dann auch nicht selten sehr aktive Rollen übernahmen. Selbst die für die Ermöglichung der Friedlichen Revolution notwendige Vernetzung dieser Gruppen fand innerhalb der Kirchen statt. Erst 1989 wurde von

vielen der Schritt aus der Kirche heraus getan. Ich selbst gründete mit anderen evangelischen Pastoren und einem Historiker die Sozialdemokratische Partei in der DDR (SDP), andere riefen das Neue Forum, Demokratie Jetzt, den Demokratischen Aufbruch oder andere Gruppierungen ins Leben. In allen diesen oppositionellen Gründungen spielten bekennende Christen eine bedeutende Rolle. Die Pfarrhäuser der DDR gehörten – wie die Heimstätten von Künstlern und Ärzten – zu den lebendig gebliebenen Inseln eines Bildungsbürgertums, in denen es eine gelebte Praxis von selbständigem Denken, freiem Reden und offenem Diskurs gab. So entwickelte sich hier ein Potential, das in der Friedlichen Revolution 1989 und danach in der Gestaltung der Politik des vereinten Deutschlands zum Tragen kam – Angela Merkel und Joachim Gauck sind hierfür die bekanntesten Beispiele.

**Markus Meckel**, geboren 1952, Studium der Evangelische Theologie, von 1982 bis 1988 Pfarrer in Vipperow an der Müritz, Gründungsmitglied des Sozialdemokratischen Partei der DDR (SDP), letzter Außenminister der DDR a.D., von 1990 bis 2009 Mitglied des Deutschen Bundestages.

Aus *Meine Kindheit*, 1900: »Viele Welten kreuzten ihre Strahlen in diesem Hause. Hier wurde gebetet und in der Bibel gelesen, hier wurde studiert und indische Philologie getrieben, hier wurde viel gute Musik gemacht, hier wusste man von Buddha und Lao Tse, Gäste kamen aus vielen Ländern, den Hauch von Fremde und Ausland an den Kleidern, mit absonderlichen Koffern aus Leder und aus Bastgeflecht und dem Klang fremder Sprachen, Arme wurden hier gespeist und Feste gefeiert, Wissenschaft und Märchen wohnten nah beisammen ... Es war eine Welt mit ausgesprochen deutscher und protestantischer Prägung, aber mit Ausblicken und Beziehungen



**Hermann Hesse**  
Schriftsteller

über die ganze Welt hin, und es war eine ganze, in sich einige, heile, gesunde Welt ... Diese Welt war reich und mannigfaltig, aber sie war geordnet, sie war genau zentriert, und sie gehörte uns, wie uns Luft und Sonnenschein, Regen und Wind gehörten.«

Hermann Karl Hesse wurde 1877 in Calw geboren und starb 1962 in Montagnola (Schweiz). Er war Schriftsteller, Dichter und Maler. Weltweit bekannt wurde er mit Romanen wie *Demian*, *Narziss und Goldmund*, *Siddhartha* und Gedichten wie *Stufen* oder *Im Nebel*. 1946 wurde ihm der Nobelpreis für Literatur und 1954 der Orden »Pour le Mérite für Wissenschaft und Künste« verliehen.

# Ein Fremdling soll bei euch wohnen wie ein Einheimischer

## Kirchenasyl in Aurich-Sandhorst

Christel und Guenter Selbach

«Ich kenne euch», mit etwas Zögern in der Stimme spricht uns die junge, dunkelhaarige Frau mit den tief schwarzen Augen an. Wir haben gerade an der Kasse bezahlt, als wir zu ihr hinschauen. »Christel?« – »Guenter? Ich bin Eda«. Da steht sie vor uns, die »kleine« Eda, jetzt 19 Jahre alt, mit festem Arbeitsplatz in dem Elektro-Großgeschäft. Gut 16 Jahre zuvor, im Februar 1997 hatten wir als Kirchengemeinde sie, ihre zwei Geschwister und die Eltern ins Kirchenasyl genommen: Eine kurdische Familie, yezidischen Glaubens mit türkischer Staatsangehörigkeit. Eda hat uns wiedererkannt, obwohl wir seit Jahren nicht mehr in der Stadt wohnen. Sie strahlt uns an und erzählt von ihrer eigenen, stabilen Situation, von den Ausbildungs- und Arbeitsplätzen der inzwischen drei Geschwister und von den Eltern. Eine schöne, überraschende Begegnung, die uns gedanklich zurückversetzte in die Dienstzeit und die fünf Kirchenasyle in der St.-Johannis-Gemeinde in Aurich-Sandhorst. Wobei das damals im Sommer 1996 für uns schon wie ein Sturz ins kalte Wasser war, als wir mit der Anfrage für ein erstes Kirchenasyl konfrontiert wurden.

Nach sechs Dienstjahren in der Deutschen Evangelischen Gemeinde in Kairo waren wir zurück in Deutschland. Aurich-Sandhorst in Ostfriesland hieß der neue Ort. In Kairo hatten wir von der Verschärfung der Asylgesetze in Deutschland gehört – und jetzt die Realität. Wir waren zurück in Deutschland in einer »normalen« Gemeinde, die allerdings schon ihre Besonderheiten hatte. Und das sagte uns zu. So lasen wir zum Beispiel in der Stellenanzeige, dass die Gemeinde ausdrücklich die Bereitschaft für Kirchenasyle erklärt. Und wir erfuhren bald, dass das Vorgänger-Pfarrhepaar dafür in hervorragender Weise einen circa 40-köpfigen Kreis von Unterstützenden aufgebaut und geschult hatte. Aber die Anfrage für ein Kirchenasyl kam für uns fünf Wochen nach Dienstbeginn dann doch recht schnell. Sie wurde von der Mitarbeiterin für Flüchtlingsarbeit beim Diakonischen Werk eines anderen Kirchenkreises an uns herangetragen. Dort fand sich keine Gemeinde zur Aufnahme einer dreiköpfigen Familie aus Kurdistan bereit. Diese Haltung traf man damals in sehr, sehr vielen Gemeinden an. Man wolle doch nichts Unrechtes tun und könne keinen eigenen Rechtsweg einschlagen. Die da oben wüssten schon, was richtig sei und hätten halt so beschlossen. Wir hätten kein Recht, uns da einzumischen, war der Tenor. Uns hat sehr geholfen, dass wir in unserer Gemeinde eine andere, in unseren Augen evangeliumsgeleitete Haltung und Aktionsbereitschaft vorfanden. Wobei der Kreis der Unterstützenden ein sehr bunter Haufen war: Gemeindeglieder aus unserer, lutherischen und der benachbarten reformierten Gemeinde, katholische Christenleute und Menschen, die keiner

Glaubensgemeinschaft (mehr) angehörten. Die Aktivitäten erstreckten sich auf verschiedene Bereiche und wurden immer wieder beim wöchentlichen Treffen gebündelt und eventuell neu orientiert. Regelmäßiger Besuchsdienst mit Spielzeit mit den Kindern, Wäsche waschen, einkaufen von Lebensmitteln, Deutschunterricht für die Eltern. Überlegungen von Aktionen zugunsten der Asylfamilie, zum Beispiel Briefe an Mitglieder des Landes- und Bundestages zu schreiben – Einladungen für eine Podiumsdiskussion zur Asylfrage mit Vertretern aller Parteien. Wer konnte, hat zu den nicht unerheblichen finanziellen Lasten beigetragen. Kein Pfennig, kein Cent Kirchensteuergelder sind ins Kirchenasyl geflossen, wir haben alles selbst finanziert und wurden mit Kollekten aus drei Gemeinden unterstützt. Und immer wieder war da auch die Überlegung: Was machen wir eigentlich? Wie sieht unsere Verantwortung als Christenmensch, als Kirchengemeinde aus?

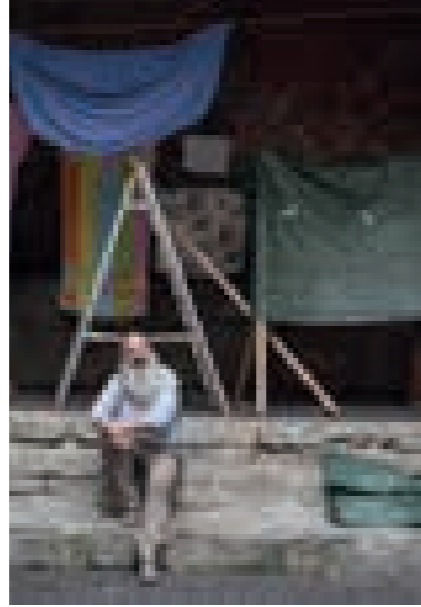
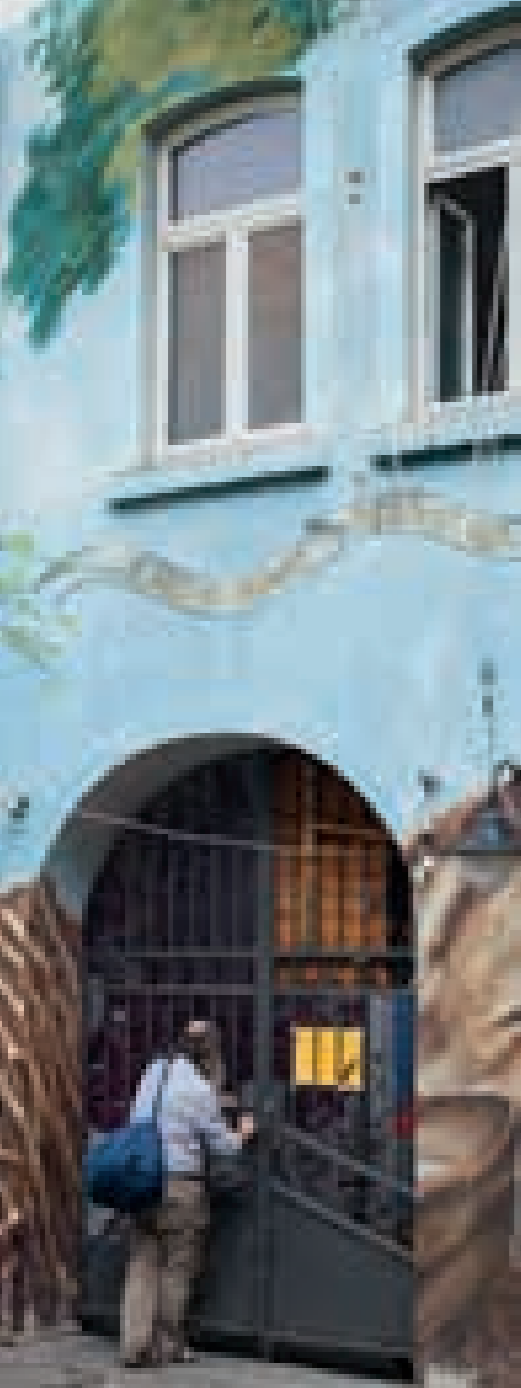
Zusammen mit einem Kollegen, der im Ruhestand noch das Amt des Flüchtlingsbeauftragten im Landkreis wahrnahm, haben wir theologische und grundsätzliche Gedanken zum Kirchenasyl formuliert. Darin heißt es: Kirchengemeinden, die Kirchenasyl gewähren, wollen einen Zeitaufschub erreichen, damit alle in Betracht zu ziehenden rechtlichen, sozialen und humanitären Gesichtspunkte geprüft und alle Informationen ausgewertet werden. Sie wollen nichts anderes, als dass geltendes Verfassungsrecht, in dessen Mittelpunkt die Wahrung der Würde des Menschen steht, auch durchgesetzt wird. Kirchenasyl will Flüchtlinge vor Unterdrückung in ihren Heimatländern bewahren, in denen sie menschenverachtender Willkür ausgeliefert sind. Kirchengemeinden richten sich damit nicht gegen staatliches Recht, sondern versuchen den Anspruch des Grundgesetzes zu verwirklichen. Schutz gewährende Kirchengemeinden nehmen wahr, was das Grundgesetz der Bundesrepublik in Artikel 4 zusichert: »(1) Die Freiheit des Glaubens, des Gewissens und die Freiheit des religiösen und weltanschaulichen Bekenntnisses sind unverletzlich. (2) Die ungestörte Religionsausübung wird gewährleistet.«

Kirchenasylgemeinden müssen – da sie nichts Böses oder Unrechtes tun – ihren Beistand nicht verstecken, sondern gewähren ihn öffentlich und immer gewaltfrei. Sie beanspruchen keinen rechtsfreien Raum. Der Staat kann jederzeit von seinem Zugriffsrecht Gebrauch machen, um die Abschiebung zu vollziehen. Kirchenasylgemeinden nutzen die Öffentlichkeit und die Medien zum Schutz der Flüchtlinge und zur Herstellung eines transparenten Verfahrens, in dem sie ihr Anliegen argumentativ vertreten und gewissenhaft verantworten wollen. Flüchtlinge zu schützen ist für Christen ein Gebot Gottes

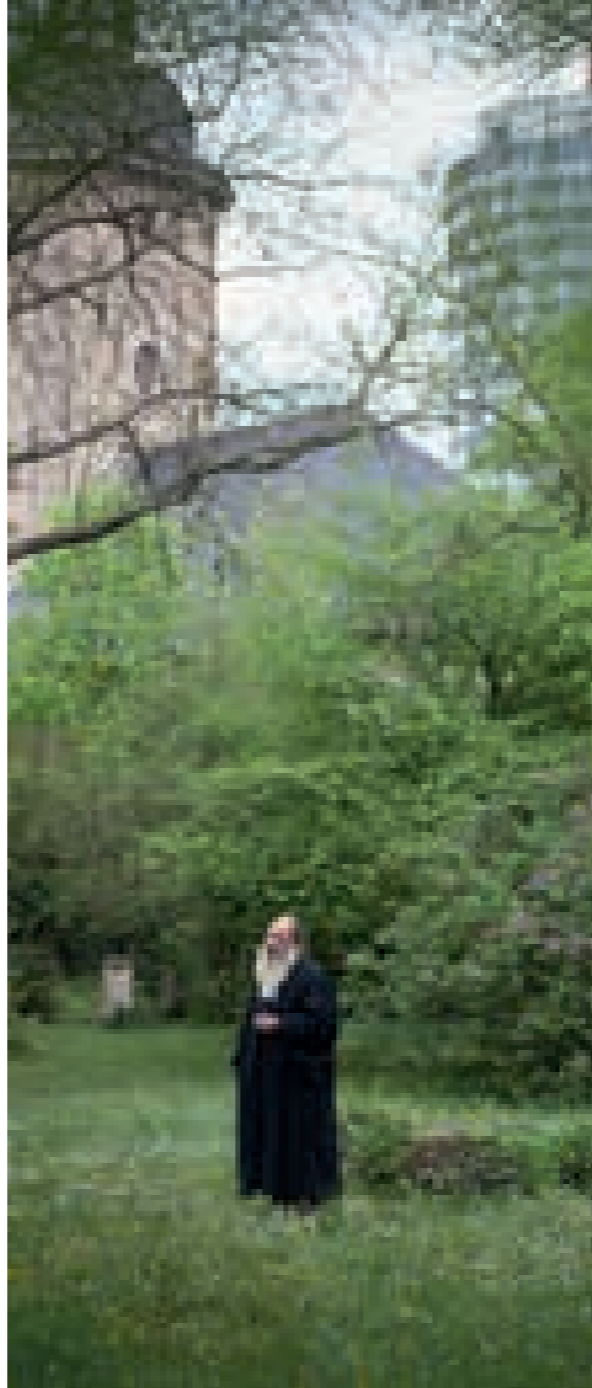


Lebennach Luther Themenheft

Zu Gast bei Lothar König: Der Pfarrhof als Garten der Gemeinschaft.



Junge Gemeinde und Wohnhaus in Jena (Thüringen). 1904 erbaut nach Plänen des Architekten Johannes Schreiter (1872–1957, Büro Schreiter und Schlag). Pfarrer Lothar König, geboren 1954 in Leimbach bei Nordhausen ist seit Oktober 1990 in Jena als Stadtjugendpfarrer tätig.



»Es waren in erster Linie die Menschen, die in meinem Elternhaus – dem Pfarrhaus – ein- und ausgingen und natürlich meine Eltern und meine Schwester, die mich geprägt haben. Ich wusste früh, dass ein Leben im Pfarrhaus ein privilegiertes Leben ist: ein eigenes Zimmer, ein Garten, finanzielle Sicherheit. Kirche und Religion waren für meine Schwester und mich nie Zwang, kein »das erwartet die Gemeinde von Euch«. Geprägt hat mich der Einblick in das Leben von vielen Menschen. Ich lernte als Kind Schlichthäuser von innen kennen, sah Armut, kannte verzweifelte Anrufe – aber auch früh die Kraft des Zusammenhaltens. Mein Glaube an die Solidarität der Menschen wuchs in dieser Atmosphäre – auch



**Katharina Schwabedissen**  
Politikerin

wenn er nicht immer trug und trägt. Bis heute ist mir jede Form von Ungerechtigkeit zuwider, ganz gleich, ob sie im Privaten, im Arbeitsleben oder im Politischen geschieht. Menschlichkeit und Zuversicht sind »meine Felsen«, auf die zu bauen ich gelernt habe. Sie sind mein Antrieb, mich einzumischen und diese Welt zu verändern – gemeinsam mit anderen.«

Katharina Schwabedissen wurde 1972 in Bielefeld geboren. Nach einer Ausbildung als Krankenschwester studierte sie Philosophie und Geschichte. Vor der Gründung der Partei Die Linke war sie Vorstandsmitglied der Partei WASG. Zur Landtagswahl in Nordrhein-Westfalen 2012 trat sie als Spitzenkandidatin an.

– nach 3. Mose 19, 33.34: »Wenn ein Fremdling bei euch wohnt in eurem Lande, den sollt ihr nicht bedrücken. Er soll bei euch wohnen wie ein Einheimischer unter euch, und du sollst ihn lieben wie dich selbst; denn ihr seid Fremdlinge gewesen in Ägyptenland. Ich bin der Herr, euer Gott.« Wer Schutzsuchende abweist, ist ungehorsam, mehr noch, er weist den ab, den er im Bekenntnis als seinen Herrn bekennt. Denn Christen erkennen im bedrohten Menschen das Antlitz Jesu, der nach Matthäus 25, 35–40 gesagt hat: »Ich bin ein Fremder gewesen, und ihr habt mich aufgenommen. ... Wahrlich, ich sage euch: Was ihr getan habt einem von diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan.« Gott zwingt uns nicht zu einem kalten Gehorsam, sondern öffnet unser Herz für Hilfesuchende, dass wir uns ihnen zuwenden und sie aufnehmen. Damit tun wir nicht nur Gutes, sondern auch das Rechte. Jedem Menschen eignet die unverlierbare Würde, nach dem Bilde Gottes geschaffen zu sein. In Übereinstimmung mit Artikel 1 unseres Grundgesetzes wollen Kirchenasyl gewährende Gemeinden entschlossen und entschieden verhindern, dass diese Würde angetastet und Menschen Leid zugefügt wird. Wir sind offen für eine Zusammenarbeit mit allen, die sich für die Erhaltung und den Schutz der Menschenrechte und Menschenwürde einsetzen, gleich aus welchen weltanschaulichen oder religiösen Gründen. In dem über Grenzen und Unterschiede hinausgehenden gemeinsamen Wollen, Menschen vor Abschiebung zu schützen, erkennen wir die versöhnende Kraft Gottes. Jedes Kirchenasyl ist ein Zeichen der Hoffnung.

Zwischen Herbst 1996 und April 2007 haben wir 18 Menschen in fünf Kirchenasylen bei uns gehabt, eines dauerte 941 Tage. Alle Asylverfahren waren erfolgreich, die Flüchtlinge erhielten einen Rechtsstatus mit Bleiberecht. Bei allen Asylverfahren haben wir von Anfang an einen sehr kompetenten Rechtsanwalt einbezogen, der sich unseren Leitlinien voll anschließen konnte und nicht bei jeder an uns herangetragenen Anfrage »Ja« gesagt hat. Gleich zu Beginn eines Asylverfahrens haben wir vor Ort die Polizei und die Ausländerbehörde informiert und damit letztlich wohl zu einem akzeptierenden Miteinander gefunden. Die Gemeinde wurde regelmäßig in den Sonntagsgottesdiensten über den Fortgang des Asylverfahrens informiert und war in der Woche zu einem Abendgebet zur Sache eingeladen. Die Kirchenasylarbeit, besonders in der Begegnung mit den Flüchtlingen und ihren jeweiligen oft grauenvollen Schicksalen hat vielen der Unterstützenden ein neues Bewusstsein für gelebten Glauben geschenkt und die Gemeindeglieder damit bereichert. Natürlich waren nicht alle mit unserer Unterstützung der Flüchtlinge einverstanden. Zwei Mal wurden die Fensterscheiben an

unserem Pfarrhaus in der Nacht eingeworfen und es gab anonyme Schmähappelle. Auch hörten wir von Strafanzeigen, die aber nicht zum Tragen kamen. Doch der Grundtenor vor Ort war wohlwollende Akzeptanz. Viel distanzierter haben wir die meisten Nachbar-Kirchengemeinden wahrgenommen, erst recht die Leitung im fernen Hannover. Erst als Margot Käßmann Bischöfin der Hannoverschen Landeskirche wurde, haben wir uns mittragende Unterstützung erfahren.

Zwei Hinweise beschreiben für uns sehr deutlich, wie die Kirchenasylarbeit der Kirchengemeinde »draußen« wahrgenommen wurde. »Ohne die Kirchengemeinde wäre nichts gelaufen«, sagte der Richter am 14. September 1999 laut und öffentlich, als zum Abschluss der Gerichtsverhandlung der kurdischen Familie nach 941 Tagen das sogenannte *Kleine Asyl* zugesprochen wurde. Und bei der 50-Jahr-Feier der St.-Johannis-Gemeinde im Sommer 2013 strich der Auricher Bürgermeister deutlich heraus, dass die Gemeinde mit der Gewährung von Kirchenasyl für fünf Familien ein deutliches, gesellschaftliches Zeichen christlicher Nächstenliebe in der Stadt und für die Stadt gegeben habe. Aber auch der Rat der Stadt hat nicht nur wohlwollend die Asylarbeit aufgenommen und uns in einer Ratssitzung Gelegenheit gegeben, die Situation zu beschreiben. Denn anschließend wurde ohne Gegenstimme der Beschluss gefasst: »Der Rat bittet die zuständigen Behörden, im Falle der im Kirchenasyl befindlichen Familie eine humanitäre Lösung zur Vermeidung einer Abschiebung zu finden«. Und als dieses Kirchenasyl nach 941 Tagen beendet werden konnte, hat die Stadt dem Familienvater eine Anstellung im Gartenamt gegeben, zunächst im Rahmen einer Arbeitsbeschaffungsmaßnahme, dann und bis jetzt als Festanstellung. Alle Familienmitglieder haben einen deutschen Pass, sind in der Ausbildung oder haben eine feste Arbeitsstelle. Die Kirchenasylarbeit in der Sandhorster Gemeinde war sehr wichtig und prägend für alle Beteiligten. Wir haben ganz häufig die Aussage in dem kleinen Kanon von Bernd Schlaudt bestätigt gefunden: »Viele kleine Leute an vielen kleinen Orten, / die viele kleine Schritte tun, / können das Gesicht der Welt verändern, / können nur zusammen das Leben bestehn. / Gottes Segen wird sie begleiten, / wenn sie ihre Wege gehn.«

**Christel und Guenter Selbach**, geboren 1946 in Lörrach und 1944 in Dortmund, sie ist ausgebildete Diakonin und Krankenschwester, er studierte Evangelische Theologie, war Pfarrer in Velbert, auf Norderney, von 1990 bis 1996 in der Deutschen Evangelischen Gemeinde in Kairo, danach in Aurich-Sandhorst, seit 2007 im Ruhestand und engagiert sowohl in Ostfriesland als auch im Südsudan.

# Pfarrfrauen und Frauen von Pfarrern

## Einsichten einer Pfarrfrau

Caritas Führer

Die Schwiegermutter, selbst Pfarrfrau, nahm die Braut am Hochzeitstag beiseite und teilte ihr mit, dass es von nun an ihre Aufgabe sei, dem Mann als angehendem Pfarrer »... den Rücken frei zu halten.« Die junge Frau war erschrocken, denn sie hatte einen Beruf, den sie liebte, und es war ihr nie in den Sinn gekommen, dass sie durch ihre Heirat mit einem Vikar nur noch für die »rückwärtigen Dienste« im Pfarrhaus vorgesehen sein sollte, so wie das offenbar zum Selbstverständnis der Generation vor ihr gehörte. Denn da war es noch ganz üblich, als Verlobte des Vikars ein »Pfarrbräuteseminar« zu besuchen, das Anleitung für das bevorstehende Leben im Pfarrhaus lieferte. Mit einem Pfarrer verheiratet zu sein war gleichbedeutend mit: Pfarrfrau werden und als solche zu fungieren. Es wurde gewünscht, dass eine Frau in der Lage war, Choräle auf dem Klavier zu begleiten, Frauendienst und Mütterkreis zu halten, Kindergottesdiensthelfer anzuleiten und Altenkreisadventfeiern auszugestalten. Der erwarteten Identifikation mit dem Beruf des Mannes wurde oft, wie selbstverständlich, die eigene berufliche Weiterentwicklung geopfert.

Ich bin in einem Pfarrhaus in der DDR groß geworden und im Herbst der Friedlichen Revolution wieder in ein solches eingezogen, um dann gravierende Veränderungen mitzuerleben. Da meine Mutter ihren Beruf als Kindergärtnerin aus ideologischen Gründen unter DDR-Bedingungen nicht ausüben durfte, stellte sie ihre Begabungen ganz in den Dienst der Gemeinde und unterstützte die Arbeit meines Vaters – unentgeltlich, so wie es viele andere Pfarrfrauen auch praktizierten. Als Hausfrau gehörte sie somit zur »nicht werktätigen Bevölkerung«. Diesem Umstand ist es zu verdanken, dass nicht wenige Pfarrerskinder in großer Freiheit zu Hause aufwuchsen, was durchaus Einfluss auf die musische Bildung und Kreativität hatte. Pfarrhäuser boten viel Raum für

Kinderreichtum. Auch wenn »Hauskinder« gegenüber »Hortkindern« in der Schule gern als entwicklungsrückständig hingestellt wurden, war augenscheinlich, dass sie in ihrem Sozialverhalten, in Fragen der emotionalen Intelligenz und in den schulischen Leistungen oft an der Spitze standen. Ihre Mütter waren nicht selten literatur- und musikliebend, künstlerisch begabt und vielseitig interessiert, Frauen, die Teile des gesellschaftlichen Lebens und das der Kirchgemeinde nachhaltig zu prägen verstanden. Meine Mutter sah sich oft in der Lage, am Telefon oder an der Haustür Probleme zu regeln, die dadurch gar nicht erst bis zu meinem Vater vordringen mussten. Ihre Sozialkompetenz beim Knüpfen zwischenmenschlicher Beziehungen, in Korrespondenzen zum Beispiel in die Bundesrepublik und bei karitativen Einsätzen hatte starke Außenwirkung. Ich frage mich heute, wie sie sechs Kinder ohne die technischen Hilfsmittel von heute großziehen und für andere Menschen konkret da sein konnte. Erst bei der Geburt meines jüngsten Bruders konnten wir eine Waschmaschine kaufen – Kühlschrank und Warmwasserboiler zogen erst während meiner Ausbildungszeit ein. Ein Auto besaßen wir nie. Alles wurde zu Fuß oder per Rad erledigt. Gesellschaftlich waren Pfarrfrauen in der DDR gering geschätzt. So hatten sie im schulischen »Elternaktiv« selten Mitspracherecht und rangierten bei der Rentenversicherung in der untersten Kategorie. Viel äußere Kraft verbrauchten sie beim Haushalten mit den geringen finanziellen Mitteln für die Versorgung einer großen Familie, die sich durch gastfreundliche Öffnung oft noch erweiterte. Und innere Kräfte wurden beansprucht allein schon durch die fast ständig erlebbaren Repressalien im DDR-Schulalltag, durch das oft menschenverachtende DDR-System und damit verbundene Kämpfe, in denen die Pfarrfrauen an der Seite ihrer Männer eine stärkende Rolle einnahmen. Dass die Kinder solcher Mütter bei der Friedlichen Revolution 1989 und danach zu denen gehörten, die Funktionen übernahmen und

»Ich wiederhole mit Søren Kierkegaard, dem Philosophen, Essayisten und religiösen Schriftsteller aus Kopenhagen: »Ich glaube, weil mein Vater es gesagt hat.« Und weil ich ideale Eltern hatte, ist lebenslanglich der Glaube mein Schutz vor Verzweiflung. Vom ersten bewussten Augenblick an habe ich einen »lieben« Gott – meinem Vater ähnlich – kennengelernt und mit ihm die übergeordnete Dimension, die »gewisse Zuversicht«, die »zukünftige Stadt«. Vertrauen, Toleranz, Liebe zu den Schönen Künsten, alles was agnostischen Momenten standhält, prägt bis heute in Übereinstimmung mit meinem Mann mein tägliches



**Gabriele Wohmann**  
Schriftstellerin

Fortkommen. Kirchengang gehörte nie zu unseren Traditionen, mein Vater war kein Gemeindepfarrer, das Tischgebet haben wir uns abgewöhnt, Nachtgebete aber nicht.« Gabriele Wohmann wurde 1932 in Darmstadt geboren. Sie studierte Germanistik, Romanistik, Anglistik, Musikwissenschaft und Philosophie, arbeitete als Lehrerin und seit 1956 als Schriftstellerin, Film- und Hörspielautorin. Ihre Bücher sind in 15 Sprachen übersetzt, berühmt wurde sie unter anderem mit Romanen wie *Paulinchen war allein zu Haus*, *Schön und gut* und *Ach wie gut, daß niemand weiß*.

Lebennach Luther Themenheft



Wohnzimmer des Pfarrhauses in Rellingen bei Hamburg. Erbaut von Architekt Helmut Bunje, BDA.





Pfarrhaus in Rellingen im Landkreis Pinneberg, erbaut 1979. Pfarrer Lennart Berndt, geboren 1977, seit April 2010 in der Gemeinde im Amt. Lebt gemeinsam mit Frank Teltemann, geboren 1980, Lehrer für Latein.

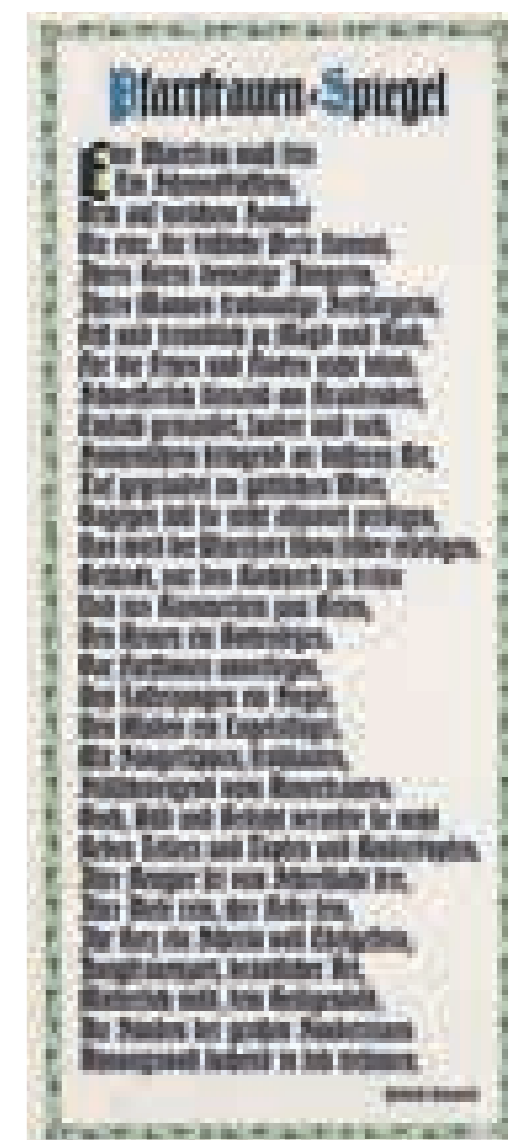


demokratische Prozesse beförderten, verwundert mich nicht. Da ich meine Mutter von klein auf in ihrer Arbeit als Pfarrfrau beobachtet hatte, gab es bei mir von Anfang an klare Vorstellungen, wie ich selbst im Pfarrhaus leben möchte. So wollte ich zwar mit der Heirat die Frau eines Pfarrers, jedoch nicht automatisch Pfarrfrau werden. Anders als meine Mutter wollte ich mir Eigenständigkeit bewahren, was jedoch mein ehrenamtliches kirchliches Engagement nicht ausschließen sollte. Da ich in meinem Beruf als Meißner Porzellangestalterin durch den Ortswechsel ohnehin nicht mehr arbeiten konnte, wurden mir zwei Dinge wichtig: Ich wollte unsere Kinder zu Hause erziehen und gleichzeitig einen Beruf ausüben, der mir das ermöglicht. Als Schriftstellerin mit einem eigenen Arbeitszimmer hatte ich dafür gute Voraussetzungen. Ein hoher Wert waren mir auch das offene Pfarrhaus, die Gastfreundschaft und die Beziehungsarbeit mit Menschen, auch an den Rändern von Kirche.

Ich bin gern die Frau eines Pfarrers. Das Leben im Pfarrhaus, das wohl immer »gläsern« bleiben und Gegenstand der Außenwahrnehmung sein wird, ist für mich nicht nur mit Anstrengung verbunden, sondern es bringt auch Privilegien und Annehmlichkeiten mit sich. Gerade in meinem Beruf kommt es mir entgegen, immer auch mit Öffentlichkeit zu tun zu haben. Bei meiner Mitarbeit in der Gemeinde habe ich nie das gemacht, was vom Rollenverständnis her einfach von mir erwartet wurde, sondern was ich selbst einbringen wollte. Dabei konnte ich immer eigene Bereiche entwickeln und selbst verantworten, ohne mich über meinen Mann zu definieren. Eine besondere Erfahrung waren die Jahre im Auslandspfarramt, die meinen Mann und mich im gemeinsamen Auftrag ganz neu zusammenbrachten. Denn »draußen« ist es unerlässlich, sich nicht nur als mitreisende Ehefrau zu fühlen, sondern im Team kirchliche Arbeit zu bewältigen, die immer auch Basisarbeit ist. Das Bild der Pfarrfrau hat sich gewandelt. Wer sich heute in einen Theologiestudenten verliebt, wird trotzdem seine Ausbildung, das Studium oder die Promotion weitertreiben und nach Möglichkeit auch im angestrebten Beruf eine Stelle suchen. In Krippen, Kindergärten und im Schulhort findet man jetzt auch Pfarrerskinder. Nach wie vor wird auf das Leben im Pfarrhaus geblickt: Wie verbindet die Pfarrfrau Berufstätigkeit und Familie? Wie schafft sie es finanziell, wenn sie die Elternzeit ausdehnt? Wie gehen Pfarrersleute mit ihren Kindern um? Ist die Pfarrfrau bereit, wie andere Ehrenamtliche auch, Aufgaben in der Gemeinde zu übernehmen? Hält sie sich für etwas »Besseres«, oder findet man sie auch im Rückenturnen oder beim Schulgarteneinsatz? Schwierig finde ich es, wenn eine strikte Trennung zwischen dem, was der Pfarrer tut und dem, was seine Frau lebt, durchgedrückt wird. Ein Pfarrer kann nicht »Dienst nach Vorschrift« machen, er muss flexibel und spontan mit seiner Zeit umgehen, und damit berührt er immer auch ganz existentiell das Leben seiner Familie. Von daher wird es immer eine grundsätzliche Entscheidung mit entsprechenden Konsequenzen bleiben, als Frau an der Seite eines Pfarrers zu leben. Aus meiner Sicht ist es gut, wenn im Pfarrhaus Licht brennt, wenn die Türklingel geht und Leute mit einem Anliegen den Weg dorthin wagen, weil sie wissen: Auch mit der Frau des Pfarrers kann ich reden. Sie ist eine von uns, weil unsere Lebenswirklichkeit auch in ihrem Alltag vorkommt.

**Caritas Führer**, geboren 1957 in Chemnitz, gelernte Porzellangestalterin, Literaturstudium in Leipzig. Schriftstellerin, unter anderem *Montagsangst*, *Die Sprache hinter den Zeichen* und *Zutritt verboten*, außerdem engagiert in Straßenkinderprojekten.

Ausstellung: Leben nach Luther. Eine Kulturgeschichte des ev. Pfarrhauses



**Pfarrfrauenspiegel**  
Dietrich Vorwerk  
(1870–1942)  
Gedrucktes Wandbild, um 1920

»Eine Pfarrfrau muss sein ... Ihres Mannes frohmütige Seelsorgerin / Fest und freundlich zu Magd und Kind ...« Das Wandbild gehört zur Gattung der Moral- und Benimmschriften. In Versform drückt der sächsische Pfarrer seine hohen Erwartungen an die Rolle einer Pfarrfrau aus. Die Führung des Haushaltes und die Erziehung der Kinder galten in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts als klassisch weibliche Aufgaben. Zudem oblag der Pfarrfrau auch die Sorge für die Gemeindemitglieder und die Repräsentation des Pfarrhauses nach außen, wobei sie sich aber nicht in die Aufgaben des Pfarrers einmischen durfte. Im Pfarrfrauenspiegel heißt es dazu: »... Dagegen soll sie nicht allzuviel predigen / Das wird der Pfarrherr schon selber erledigen ...«. Das Studium der Theologie war Frauen ab dem Ende der 1920er Jahre zugänglich. Ausbildungsziel war dabei nicht das Pfarramt, sondern die Tätigkeit als Religionslehrerin. Erst in den 1960er Jahren erhielten Frauen auch die Möglichkeit, Pfarrerin zu werden.

Deutsches Historisches Museum, Berlin Julia Danylow

Leben nach Luther Themenheft

# Ein Samen, der wachsen wird

## Die Unternehmerin Claudia Langer und der Geschäftsführer Bernhard Lorentz über das, was Pfarrerseltern einem mitgeben

**Frau Langer, Ihr Internetverbraucherportal heißt Utopia. Was ist Ihre Utopie?**

**Claudia Langer** Dass meine Kinder und ihre Kinder in fünfzig Jahren die gleichen Wahlmöglichkeiten haben, wie wir sie hatten. Im Moment beschneiden wir ihre Möglichkeiten radikal, indem wir Themen wie Klimawandel, soziale Gerechtigkeit und Schuldenberge nicht beherzt angehen. Wenn ich einen Teil dazu beigetragen hätte, dass wir diese Probleme lösen, wäre ich sehr zufrieden.

**Bernhard Lorentz** Meine Utopie ist, dass alle Kinder in diesem Land die gleichen Chancen und Wahlmöglichkeiten haben, egal ob ihre Eltern Pfarrer sind oder Bauarbeiter.

**Sind Sie in der Rolle Ihrer Pastorenväter unterwegs, im Auftrag des Herrn für eine bessere Welt?**

**Langer** (lacht) Ich habe wahrscheinlich einen genetischen Defekt des Missionierens und Begeisterns geerbt.

**Lorentz** Immerhin sind wir beide überzeugte Weltverbesserer geworden. Vieles machen wir aber auch anders. Wir akzeptieren den Kapitalismus, verändern ihn, ja, aber wir bekämpfen ihn nicht grundsätzlich. Mit dem Marktgedanken taten sich unsere Achtundsechziger-Eltern schwer.

**Langer** Meine Geschwister und ich haben das politisch-korrekte Elternhaus irgendwann als zu eng empfunden. Bei uns gab es diese selbstverordnete Bescheidenheit: »Man darf vom Leben nicht zu viel erwarten.« Die hat uns, denke ich, sehr geprägt, denn wir wollten diese Ketten sprengen und alles mitnehmen, was geht.

**Welche Kette haben Sie gesprengt?**

**Langer** Ich habe das »Schlimmste« getan, was ich als Erstgeborene meinen Eltern antun konnte und schon in der Schulzeit eine Firma gegründet. Und zwar für so was »Oberflächliches« wie eine Modemesse. Meine Eltern waren sicher verzweifelt.

**Der moralische Anspruch ist Ihnen dennoch geblieben?**

**Langer** Ja, denn ich stehe dank meiner Eltern eben auf einem festen Wertefundament. Das ist ein Geschenk. Bei uns war immer klar, dass sich die Stärkeren engagieren. Meine Eltern sind bestimmt glücklich, dass ich mich ihren Themen wieder annähert habe. Aber ich will kein Moralapostel sein. Mir sind die Ökos mit ihren erhobenen Zeigefingern in den Achtzigern extrem auf die Nerven gegangen.

**Lorentz** Letztlich sind wir beide doch ziemlich moralisch. Ich bin in einem Westberliner Kinderladen groß geworden.

Andere, die mit mir dort waren, arbeiten heute bei McKinsey. Würde ich, wie es bei einer Unternehmensberatung erst mal scheint, nur für Geld arbeiten, könnte ich nicht in den Spiegel gucken. Das hat mit meiner Herkunft aus dem Pfarrhaus zu tun.

**Sie stammen aus ungewöhnlichen Pfarrhäusern.**

**Langer** Ja, mein Vater ist spät berufen. Wir haben ein Studentenleben geführt, noch als ich in die Schule kam. Ich wurde dann mit Kulturschock ins Pfarrhaus hineingepfercht. Nach einem Jahr waren meine Eltern getrennt. Meine Mutter hat das nicht ausgehalten. Mein Vater wollte Gemeindepfarrer sein. Seine Berufswahl implizierte ...

**Lorentz** ... dass sie Pfarrfrau wird. Ein typischer Konflikt in Pfarrfamilien.

**Langer** Ja, das war eigentlich eine Berufswahl für beide, für uns alle. Und das war schwer.

**Lorentz** Mein Vater leitete in Berlin die evangelische Berufsschularbeit. Wir haben in einem Haus gewohnt, das die Kirche zur Verfügung gestellt hat – nicht im Pfarrhaus. Wir waren trotzdem sehr aktiv in der Paulusgemeinde in Berlin-Zehlendorf. Während meiner Kindheit und Jugend habe ich dort Dinge erlebt, die mich geprägt haben.

**Kirchliche Jugendarbeit?**

**Lorentz** Ich habe Konfirmandenjahrgänge als Teamer begleitet. Verantwortung für größere Gruppen zu übernehmen, fand ich damals schon bereichernd.

**Langer** Ich bin in der katholischen Jugendarbeit gelandet. Zum Schrecken meines Vaters. Ich war von unserem rebellischen katholischen Pfarrer begeistert, der eine atomwaffenfreie Zone in seiner Kirche ausgerufen hatte.

**Ihre erste Leitungsaufgabe?**

**Langer** Ich habe ganze Jugendgruppen in München-Neuperlach geleitet – mit schwierigen Kindern, 14- und 15-Jährigen. Eine phantastische Ausbildung! Du musst präsentieren, Leute gewinnen, sie motivieren. Damit hat es wohl zu tun, dass ich Unternehmerin geworden bin, kein Witz.

**Herr Lorentz, Sie müssen viel repräsentieren. Ist das die Rolle Ihres Vaters?**

**Lorentz** Gewissermaßen schon. Der Vater in leitender Funktion, der auftritt und redet, hat mich geprägt. Mir war früh klar, dass ich das auch tun möchte.



Claudia Langer und Bernhard Lorentz im Gespräch in den Berliner Räumen der Stiftung Mercator.



**Bei einer Veranstaltung der Stiftung Mercator in der Duisburger Salvatorkirche sprachen Sie die versammelten Stiftingsmitglieder als Gemeinde an.**

**Lorentz** Ja, ich stand nach meinen abschließenden Worten auf der Kanzel und wollte eigentlich nur sagen, wo es zum Buffet geht und sprach auf einmal von Gemeinde: Der hintere Teil der Gemeinde geht dort hinaus. Ich kam mir vor wie ein Pfarrer.

**Mussten Sie Ihre Väter mit der Gemeinde teilen?**

**Lorentz** Mein Vater war Berufsschulpfarrer, hatte lange Ferien und hat viel Zeit mit uns verbracht. Dennoch war er natürlich auch immer viel für andere da.

**Langer** Mein Vater war ein sehr engagierter Gemeindepfarrer. Dann wurde er Seelsorger in einem Krankenhaus mit vielen Todesfällen. Er hat viel davon mit nach Hause genommen, und ich hatte öfter das Gefühl, dass das zu viel Platz einnimmt.

**Beruf und Privatsphäre vermischten sich?**

**Lorentz** Ja, zu Hause wurde natürlich auch über die Arbeit diskutiert, Termine gemacht, Arbeitskreise abgehalten – zur Friedensarbeit zum Beispiel. Das geht in einem Pfarrhaushalt ineinander über.

**Langer** Ich mag das. Meine Kinder bekommen auch einiges aus meiner Arbeit mit, diskutieren, kritisieren und geben schonungslos Feedback. Sie sind jetzt in einem Alter, wo das sehr lebendig ist und ich viel von ihnen lerne.

**Was sollen Ihre Kinder vom Pfarrhaus mitbekommen?**

**Langer** Alles außer die beklemmende Enge. Das Pfarrhaus hat mir Werte und Orientierung gegeben. Ich bin heute selbst eine strenge Mutter. Ein bisschen Enge gibt ja auch Halt.

**Lorentz** Eigenverantwortung verbunden mit Moral und Orientierung – das versuche ich weiterzugeben.

**Langer** Manchmal finden meine Kinder mein Verantwortungsbewusstsein genauso nervig, wie ich früher und wollen später alles ganz anders machen. Sollen sie! Ich musste ja auch einen weiten Umweg machen, um wieder nach Hause zu kommen und wertzuschätzen, was meine Eltern uns mitgegeben haben. Umso mehr vertraue ich darauf, das alles, was wir unseren Kindern an Werten vorleben und mitgeben ein Riesenschatz ist, ein Fundament, ein Samen, der wachsen wird. Mit dieser Gewissheit lächle ich, wenn meine Kinder mir »androhen«, was sie alles radikal anders machen werden und bin hoffentlich gewappnet für den Tag, an dem sie es wirklich tun und ich erst einmal tapfer sein muss. So wie meine Eltern bei mir.

Das Gespräch führte Burkhard Weitz.

**Claudia Langer**, geboren 1965 in München, wirbt mit ihrer Website [www.utopia.de](http://www.utopia.de) für nachhaltigen Konsum und fordert Tatkraft von der »Generation-Man-müsste-mal«. Als Schülerin gründete sie eine Event-, mit 24 Jahren eine Werbeagentur. Die älteste Tochter eines Krankenhauspfarrers und einer Erzieherin ist verheiratet und hat drei Kinder.

**Bernhard Lorentz**, geboren 1971 in Berlin, fördert als Chef der Mercator-Stiftung Integration, Klimaschutz und kulturelle Bildung. Zuvor war Lorentz in der Vodafone Stiftung tätig, er baute die Hertie School of Governance auf. Er ist ältester Sohn eines Berufsschulpfarrers und einer Ärztin, verheiratet und hat drei Kinder.

**Burkhard Weitz**, geboren 1965, verantwortet als Redakteur beim evangelischen Magazin *chrismon* die Abo-Ausgabe *chrismon plus*. Er stammt aus einer Lehrerfamilie, hat Theologie und Religionswissenschaften studiert und ist ordiniertes Pfarrer.



## Für Morgen

Herausforderungen für die Zukunft

Gudrun Ensslins Schwester Christiane schreibt 2007 an Die Tageszeitung: »Liebe Barbara, lieber Jörg, Klaus liest jeden Morgen Eure Texte und druckt mir die aus, von denen er meint, dass ich sie auch gerne lese, das sind fast alle. Also heute Katharina Hammerschmidt mit dem schönen Fotoleporello. Dieses Jahr wird ja 30 Jahre Stammheim abgefeiert und deswegen hab' ich mich besonders gefreut, dass Ihr schon so früh zum Jahresbeginn klargestellt habt, dass es eine Denunziation ist, die erste RAF-Generation als »Hitler's Children« zu charakterisieren. Es ist notwendig, das immer wieder deutlich zu sagen, weil das Interesse, die RAF als antisemitisch, mordlustig usw. darzustellen, zugenommen hat und mit der zunehmenden Verelendung weiter wachsen wird. In Eurer Richtigkeit ist Euch aber auch ein Fehler unterlaufen. Unser Vater war



**Gudrun Ensslin**  
Terroristin

kein pietistisch ausgerichtetem Theologe, sondern der dialektischen Theologie von Karl Barth verpflichtet. Deshalb war auch unser Elternhaus keineswegs streng oder prüde. Diese Vorstellung von Gudrun als pietistisch erzogene Pfarrerstochter ist offenbar so unausrottbar wie »Hitler's Children« und hat natürlich für die Spießer sowie so einen ganz besonderen Reiz.

Viele Grüße, Christiane«

Gudrun Ensslin wurde 1940 in Bartholomä geboren und starb 1977 im Gefängnis in Stuttgart-Stammheim. Sie studierte Pädagogik und Germanistik und war als Mitbegründerin und führendes Mitglied der »Roten Armee Fraktion« an mehreren Bombenanschlägen mit Todesopfern beteiligt.

Etliche Filme spiegeln die Zeit des Terrorismus in Deutschland, unter anderem *Die bleierne Zeit* von Margarethe von Trotta, 1981.

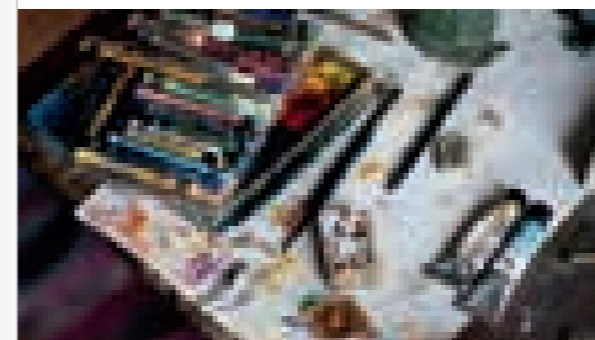
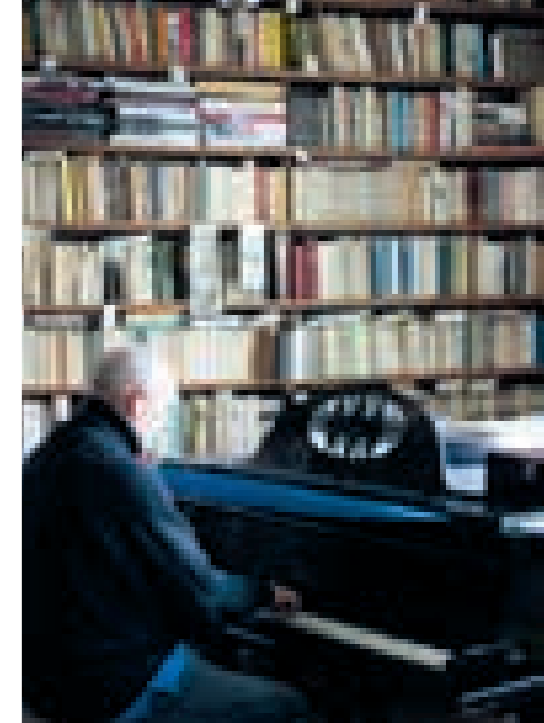
## Ideal und Wirklichkeit

### Wie sich das evangelische Pfarrhaus ändert

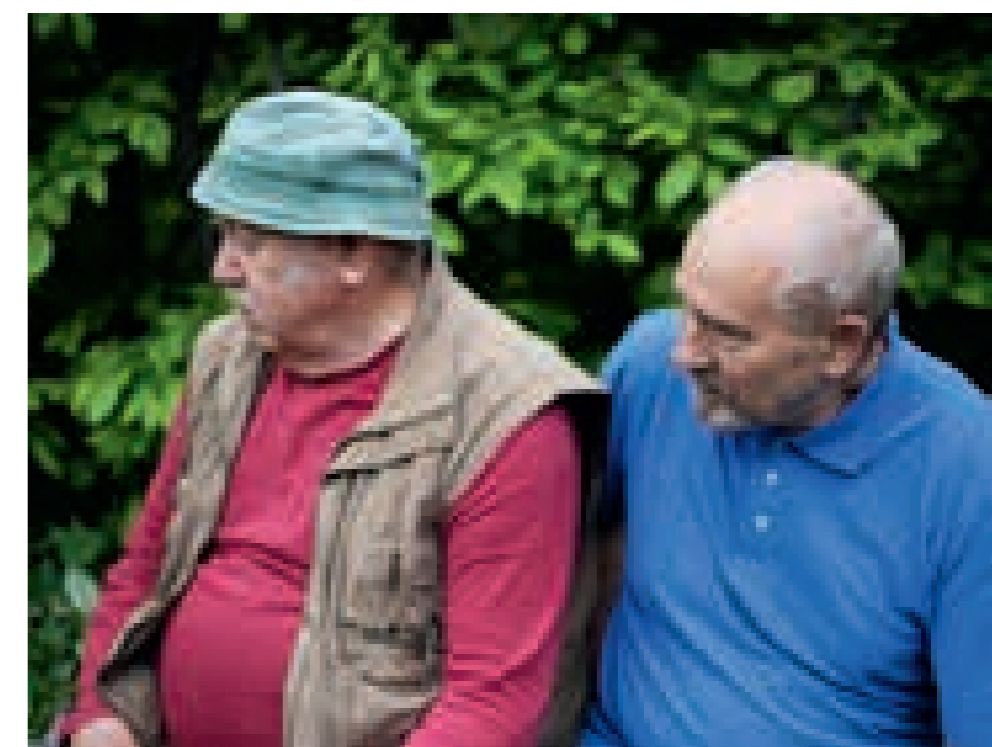
Isolde Karle

Das Pfarrhaus stellt mit seiner gelebten Frömmigkeit, seiner protestantischen Ethik, seiner Weltbezogenheit und seiner Atmosphäre der Bildung historisch betrachtet eine bedeutende kulturelle Errungenschaft dar. Zuletzt spielten Pfarrhäuser als Gegenorte und Fluchtpunkte in der sozialistischen Diktatur der DDR eine große Rolle – mit bemerkenswerten politischen Folgen. In der Gegenwart verliert das Pfarrhaus an Bedeutung, sowohl als konkretes Haus und Bauwerk als auch als Anlaufstelle. Viele Pfarrfamilien sind nicht mehr bereit, die Arbeit des Pfarrers oder der Pfarrerin in der Familie mitzutragen und zu unterstützen. Denn nicht nur die Kirchenmitglieder, auch die Pfarrerrinnen und Pfarrer und ihre Familienangehörigen individualisieren sich. Zugleich muss man sich davor hüten, das Vergangene vor dem Hintergrund gegenwärtiger Veränderungsschübe zu idealisieren. Denn das traditionelle Pfarrhaus ging mit Geschlechterrollen einher, die heute wohl nur noch von den wenigsten Frauen als positiv betrachtet würden. Da gab es idealtypisch auf der einen Seite den männlich herrschenden Pfarrherrn, der als Gelehrter in seiner Studierstube saß, und auf der anderen Seite die dienende Pfarrfrau, die die Kinder erzog und den Pfarrer familiär und gemeindlich vielfältig unterstützte. Diese asymmetrische Geschlechterrollenverteilung existiert in der Realität heute zwar nicht mehr, aber ihre Nachwirkungen sind im Hinblick auf das Ausbalancieren von privater und öffentlicher Person und im Hinblick auf die Rollenerwartungen insbesondere bei den Pfarrerrinnen immer noch zu spüren. Nicht zuletzt deshalb sind viele Pfarrersehepaare auch besonderen

Belastungen ausgesetzt. Zugleich hat sich in den letzten Jahrzehnten durch die Frauenordination in der evangelischen Kirche sehr viel getan. Das Pfarrhaus hat sich modernisiert – es ist seine Stärke, nicht seine Schwäche, dass es zu Transformationen im Stande ist und nicht rückwärtsgewandt an einem überkommenen Geschlechterarrangement festhält. Das Pfarrhaus ist für die evangelische Kirche wichtig, weil der Pfarrberuf ein Beruf ist, in dem Person und Amt, privates und öffentliches Leben nicht leicht zu differenzieren, sondern vielfältig miteinander verwoben sind. Im Pfarrhaus spielt sich beides ab, das amtliche wie das private Dasein des Pfarrers oder der Pfarrerin. Die Kopplung von Person und Amt gilt zwar nicht nur für den Pfarrberuf, aber sie ist hier besonders eng. Menschen erwarten von Pfarrerrinnen und Pfarrern nicht, dass sie Heilige sind, aber sie sollten der Tatsache Rechnung tragen, dass nicht gleichgültig ist, wie sie ihr Leben abseits ihrer Berufsverpflichtungen im engeren Sinn führen. Wie sie mit ihren Fehlern umgehen, mit ihren Kindern, ihrem Partner oder ihrer Partnerin und so weiter. Ihre Art der Lebensführung hat Auswirkungen auf die Glaubwürdigkeit ihrer Amtsführung, ob sie das nun selbst begrüßen mögen oder nicht. So kann ein Pfarrer schlecht von der Kanzel herab Versöhnung und Liebe predigen und gleichzeitig Konflikte im Straßenverkehr mit der Faust lösen. Einer Person in einem beruflichen Kontext vertrauen zu können, ist dann besonders wichtig, wenn existenzielle, identitäts- oder lebensrelevante Probleme zu bearbeiten sind. Dies ist in unterschiedlicher Weise bei Ärzten, Lehrerinnen, den juristischen Berufen und den Pfarrerrinnen und



Pfarrhaus in Saxdorf im Brandenburger Landkreis Elbe-Elster, erbaut 1896, Vorgängerbau von 1555. Pfarrer Karl-Heinrich Zahn, geboren 1939, Pfarrer in Saxdorf seit Februar 1967, mit Lebensgefährtin Hanspeter Bethke, Gärtner und Maler.



Pfarrern der Fall. Die Missbrauchsfälle in der Kirche haben deutlich vor Augen geführt, wie elementar es ist, dass Vertrauen nicht missbraucht wird, dass diejenigen, denen hier vertraut wird, integer sind, dass sie umsichtig und besonnen mit denen umgehen, die ihnen vertrauen. Glaubwürdigkeit ist die wichtigste Währung im Pfarrberuf. Für über siebenzig Prozent der in der neuesten Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung der EKD befragten Gemeindeglieder ist die Erwartung, dass der Pfarrer oder die Pfarrerin so etwas wie ein Vorbild sein soll, deshalb wichtig oder sehr wichtig. Wenigstens die Pfarrerin soll noch von den zentralen Dogmen des christlichen Glaubens überzeugt sein. Wenigstens sie soll den Glauben noch authentisch und engagiert vertreten und leben. Es ist eine Art stellvertretender Glaube, der sich in solcher Erwartung ausdrückt. Es geht bei der relativ hohen Erwartung an eine »vorbildliche Lebensführung« deshalb auch nicht primär um ein bürgerliches Leitbild der Anständigkeit. Vielmehr drückt sich darin der Wunsch nach einer erkennbar vom Glauben geprägten Lebensführung aus. Die pastorale Arbeit geht nicht in ihrer Berufsmäßigkeit auf, sondern umfasst die ganze Person, sie ist eine Lebensform.

Das pastorale Berufsethos hat sich wie jedes Berufsethos in den letzten hundert Jahren verändert. Manche elementaren Gesichtspunkte haben die Zeit überdauert wie das Beichtgeheimnis und die Amtsverschwiegenheit, Verpflichtungen, die für die Pfarrfamilie nicht immer leicht zu ertragen sind. Das Prinzip der Erreichbarkeit wurde an die neuen kommunikativen Möglichkeiten angepasst und ist heute nicht mehr durchgehend an die Residenzpflicht im Pfarrhaus gebunden, sie kann auch über Telekommunikation sichergestellt werden. Und doch ist das konkrete Öffnen einer Tür weiterhin von hohem symbolischem und konkretem Wert. Darüber hinaus haben sich die Kriterien der Glaubwürdigkeit in manchen Bereichen aber auch signifikant geändert. Fand man es im 19. Jahrhundert völlig unangemessen, dass ein Pfarrer Karten spielt, haben wir damit heute kein Problem mehr und bewerten die Frage, ob ein Pfarrer seine Kinder misshandelt als viel gravierender für dessen Glaubwürdigkeit als dies noch vor wenigen Jahrzehnten der Fall gewesen wäre. Längst ist überdies klar, dass der Pfarrer nicht in jedem Fall männlich ist und auch, dass er nicht in jedem Fall auf eine »Pfarrfrau« zurückgreifen kann, die ihn in seinen Amtsgeschäften tatkräftig unterstützt. Pfarrern sind mit Partnerinnen mit eigener Berufsbiographie verheiratet, manche Pfarrern und Pfarrer leben mit ihren Kindern alleinerziehend im Pfarrhaus, manche sind alleinstehend oder geschieden.

Gegenwärtig führen die Kirchen einen lebhaften Diskurs, der sich mit der Frage befasst, ob es der Glaubwürdigkeit der Kirche widerspricht, wenn homosexuell Verpartnerte im Pfarrhaus zusammenleben oder ob die Kirche durch Öffnung in der Lebensformenfrage nicht vielmehr an Glaubwürdigkeit gewinnt. In dieser Frage herrscht noch nicht in allen Landeskirchen Konsens, aber die Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland hat im November 2010 ein Pfardienstgesetz verabschiedet, das das Zusammenleben von schwulen Pfarrern und lesbischen Pfarrern im Pfarrhaus prinzipiell ermöglicht. Es hat die evangelische Kirche immer ausgezeichnet, offen für Veränderungen zu sein und Glaube und Leben immer wieder neu aufeinander zu beziehen und dabei auch Dogmen fortzuschreiben. Dementsprechend verändert sich das Pfarrhaus und wird es sich weiter verändern. Entscheidend ist, dass auch das modernisierte und individualisierte Pfarrhaus das Gefühl vermittelt, dass Menschen in ihm wohnen, die mit

Ausstellung: Leben nach Luther. Eine Kulturgeschichte des ev. Pfarrhauses



### Eine der ersten Pfarrern der Evangelischen Kirche der Kirchenprovinz Sachsen

Cäcilie Ruth Karg  
(geboren 1925)  
Privates Fotoalbum, um 1965

Lächelnd steht die junge Pfarrerin Cäcilie Karg in ihrem schlichten Talar zwischen den Mitgliedern ihrer Gemeinde. Daneben erinnert eine Fotografie an die Kirche St. Jacobi in Dannigkow, der Cäcilie Karg seit ihrer Ordination am 26. September 1965 als eine der ersten Pfarrern der Evangelischen Kirchenprovinz Sachsen vorstand. Ungewöhnlich ist, dass sie nie offizielle Inhaberin der Pfarrstelle wurde, sondern diese bis zu ihrer Emeritierung 1985 als Pfarrverwalterin innehatte. Ihr Amt trat die Theologin und ehemalige Lehrerin als unverheiratete Frau an. Nach dem Vorbild des Zwangszölibats für Frauen im staatlichen Dienst, zum Beispiel Lehrerinnen, war es Pfarrern im Gegensatz zu ihren männlichen Kollegen nicht gestattet, eine Ehe einzugehen. Im Falle einer Heirat mussten sie aus dem Dienst ausscheiden. Erst 1978 kam es zur Gleichstellung der Pfarrern. Cäcilie Karg blieb ledig. 1972 zog ihre Freundin Fräulein Elisabeth Dröder (1906–1997), eine pensionierte, katholische Lehrerin, ins Pfarrhaus Dannigkow ein.

Deutsches Historisches Museum, Berlin

Marion Bayer

dem Glauben ringen, die nicht gleichgültig und kühl gegenüber den Sorgen und Erwartungen der Menschen, die an seine Tür klopfen, sind, Menschen, die bereit sind, zwischen Person und Beruf, zwischen privater und öffentlicher Sphäre zu vermitteln. Es ist immer ein Signum des Pfarrhauses gewesen, dass man dort im Notfall spontan seelsorgerliche und diakonische Hilfe bekommen kann, dass es ein Ort des Gesprächs, der Hoffnung und der Zuwendung ist. Das kann es auch unter veränderten Bedingungen in der späten Moderne sein, wie nicht wenige Pfarrerskinder der Gegenwart bezeugen.

**Isolde Karle**, geboren 1963 in Schwäbisch Hall, Studium der Evangelischen Theologie in Tübingen, Cambridge und Münster, seit 2001 Professorin für Praktische Theologie an der Universität Bochum, außerdem ordinierte Pfarrerin der Evangelischen Landeskirche in Württemberg.

Leben nach Luther Themenheft

# Das jüdische Pfarrhaus

## Wie wohnt eine Rabbinerin?

Gesa S. Ederberg



Leben nach Luther Themenheft

Über meinem Schreibtisch hängt ein Blatt mit sechs Bildern, das ein Kollege ins Internet gestellt hat, sechs verschiedene Vorstellungen darüber, womit ein Rabbiner seine Zeit verbringt: Während die Öffentlichkeit denkt, er lerne Tag und Nacht die Tora, glaubt seine Mutter, er sei mindestens ein Prophet. Freunde sehen in ihm einen Berater in allen Lebenslagen, die Gemeindeglieder vermuten ihn eher auf dem Golfplatz. Er meint, er lehre Jung und Alt seiner Gemeinde die Tora. In Wirklichkeit aber erledigt er endlosen Papierkram am Computer. Wer nach der Lebens- und Arbeitsrealität einer Rabbinerin und ihrer Familie in Deutschland heute fragt, ist mit solchen Widersprüchen von Außen- und Innenperspektive konfrontiert. Auch das Rabbinerbild vieler Juden ist mehr von *Anatevka* (Musical nach dem jiddischen Roman *Tewje, der Milchmann*) von Scholem Alejchem und Hollywood geprägt, als von der Wirklichkeit. Wie sieht also das wirkliche Leben aus?

Zuallererst ist dem Judentum die Vorstellung fundamental, dass der Mensch nicht alleine sein soll, sondern als Familie lebt. So ist es der Normalfall, dass man mit Partnerschaft und Ehe, Kindern und Haushalt sowie Familie und Freundeskreis das Leben lebt, wie es auch die Mitglieder der Gemeinde tun. Man lebt nicht getrennt von der Welt, sondern grundsätzlich so, wie alle anderen auch. Ob die Wohnung von der Gemeinde gestellt wird oder privat gesucht wird, ob zu ihr nur ein Arbeitszimmer gehört oder auch das offizielle Büro dort ist (und damit auch jederzeit Besucher kommen), ob die Privatwohnung gar im Komplex des Gemeindehauses ist, ist von Gemeinde zu Gemeinde unterschiedlich. Schon die Zugehörigkeit zu einer sehr kleinen Minderheit – 100.000 Gemeindeglieder in Deutschland sind circa 0,11 Prozent aller Einwohner Deutschlands – bedeutet aber, dass der Alltag ein besonderer ist und spezifische Probleme mit sich bringt. In Berlin, mit 10.000 Mitgliedern die größte jüdische Gemeinde Deutschlands, gibt es wenigstens Kindergärten und Schulen, die sich nach dem jüdischen Kalender richten, gibt es die Möglichkeit, koscheres Fleisch einzukaufen und auch andere Dinge des religiösen Bedarfs, ohne alles einzeln im Internet bestellen zu müssen. Während es in größeren Gemeinden außer der Rabbinerfamilie meist auch andere Familien gibt, die Schabbat und Feiertage halten und koscher essen, ist in kleineren Gemeinden die Rabbinerfamilie oft die einzige, die ein religiöses Leben führt – und genau abwägen muss, ob die Kinder Geburtstagsfeierlichkeiten annehmen können, wo und wie man außer Haus essen kann und vieles mehr. Auch Kleidungsstil und Umgang mit den Medien können sich radikal unterscheiden, ohne dass man sich selber als fundamentalistisch einschätzen müsste.

Das prägendste Element für den Alltag ist, dass nicht nur man selbst, sondern auch Ehepartner und Kinder stets auf die Rollenerwartungen »Rabbiner und Rabbinerfamilie« hin betrachtet werden. Es gibt also außerhalb der eigenen vier Wände keine Orte, an denen man »einfach privat« sein könnte, so dass die Wohnung zum entscheidenden Rückzugsort wird – und auch sie ist gleichzeitig für Gäste – und darunter viele Gemeindeglieder – offen.

**Gesa S. Ederberg**, geboren 1968 in Tübingen, Studium der Physik, Evangelischen Theologie und Judaistik in Tübingen, Bochum, Berlin und New York; 1998 bis 2002 Rabbinatsstudium in Jerusalem, 2002 bis 2006 Rabbinerin der Jüdischen Gemeinde Weiden i.d. Oberpfalz, seit Februar 2007 Rabbinerin der Berliner Synagoge Oranienburger Straße; verheiratet, drei Kinder.

# Das islamische Pfarrhaus

## Wie wohnt ein Imam?

Ender Çetin



**A**ls die Theologin vor sechs Jahren nach Berlin kam, war schon alles seitens der DITIB (türkisch *Diyanet Isleri Türk Islam Birliği – Türkisch Islamische Union der Anstalt für Religion e.V.*) vorbereitet. Die Wohnung, dessen Eigentümer der Verein DITIB ist, stand fest, ebenso die Schule ihrer Kinder, ihr Arbeitsort und alles andere waren vorbestimmt. Ein paar Wochen später sollte auch ihr Mann nach Berlin ziehen und ebenfalls als Theologe in derselben Moschee arbeiten.

Die Moschee und ihre Wohnung waren im Kreuzberger Zentrum in einem Hinterhof. Zwischen Moschee und ihrer Wohnung waren zehn bis fünfzehn Meter Fußweg. Da der Imam sechs Tage die Woche – einen Tag hat er frei – fünf Mal zu verschiedenen Gebetszeiten am Tag in der Moschee sein muss, kann man das wie folgt beurteilen: Einerseits ist es toll, immer mal wieder nach Hause zu können und auf den letzten Drücker das Haus verlassen zu dürfen – immerhin ist das Morgen Gebet noch vor Sonnenaufgang, das kann gerade im Sommer sehr früh sein. Auf der anderen Seite sind sie 24 Stunden abrufbar und immer vor den Augen der Leute.

Als Imam und Theologin standen sie sowieso im Mittelpunkt. Jeder Schritt wurde beäugelt und bewertet. Als Vorbildfamilie mussten sie alles richtig machen. In der türkischen Kultur ist es üblich, dass, wenn jemand neu einzieht, dieser erst mal einige Tage von den Nachbarn bekocht wird. Sie bringen das Essen und sehen sich die Wohnung an, haben viele Fragen zu religiösen Themen. Beim Imam und seiner Familie hatte das kein Ende, denn die Leute waren neugierig, also backten sie einen Kuchen, brachten ihn vorbei, stellten sich vor und wurden, wie es in der Kultur üblich ist, hereingebeten. So konnten alle sehen, wie ein Imam, seine Frau und Kinder leben.

Ja wie leben sie denn? So wie alle anderen Menschen eben auch. Das war fast enttäuschend, dass sie so »normal« sind. Die Theologin und ihr Ehemann, der Imam, konnten beide kochen. Beide kümmerten sich um den Haushalt. Zu Arbeitszeiten passten sehr oft auch mal die Nachbarn oder Vertrauenspersonen auf die Kinder auf. Da die Kinder sehr oft im Innenhof des Hauses mit anderen Kindern spielten, waren sie somit in der unmittelbaren Nähe der Eltern. Nach einigen Monaten beruhigte sich der Verkehr der Leute aus der Moschee, aber der Imam und die Theologin hatten immer noch regelmäßig Gäste.

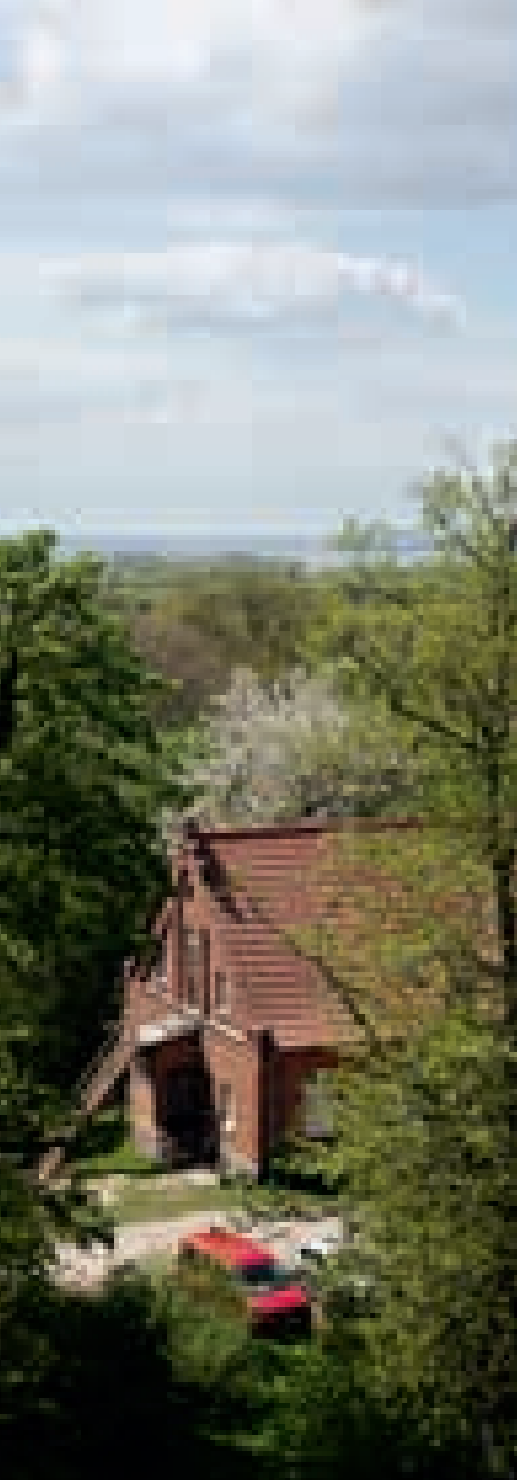
Da sie beide bei der DITIB angestellt waren, kamen sehr oft Gäste aus der Türkei oder anderen Bundesländern nach Berlin. Da der Imam nur wenige Fußschritte von der Moschee entfernt wohnte, luden sie die Gäste zu sich nach Hause ein. Sicher ist es nicht einfach, so viele Gäste zu empfangen, aber türkische und muslimische Gastfreundschaft und Höflichkeit erfordern das und man tut es mit einem guten Gewissen Gott wohlzufallen. Im Islam, so heißt es, werden die Gebete eines Gastes für den Gastgeber bei Gott immer erhört. Allerdings waren sie ganz andere Umstände gewohnt: In der Türkei hatten sie eine Wohnung mit einer riesigen Wohnküche, Gästezimmer, Gäste-Toilette und große, helle Zimmer. Eben darauf abgestimmt, dass es üblich ist, viele Gäste auch über viele Tage zu beherbergen. Im Hinterhof, mit einer kleinen Küche und zwei Zimmern war das Empfangen und Beherbergen von Gästen nicht mehr so einfach.

**Ender Çetin**, geboren 1976 in Berlin, Studium der Erziehungswissenschaften in Berlin und von 2011 bis 2013 Fernstudium Islamische Theologie, seit 2004 Öffentlichkeitsreferent an der Sehlik-Moschee am Columbiadamm in Berlin-Kreuzberg.



Lebennach Luther Themenheft

Inspiziert von der Kunst in der Dorfkirche: Pastorin Sindy Altenburg in Dreveskirchen bei Wismar.



Pfarrhaus in Dreveskirchen im Landkreis Nordwestmecklenburg, erbaut Ende des 19. Jahrhunderts. Pastorin Sindy Altenburg, geboren 1978, seit Juni 2010 in der Kirchengemeinde Dreveskirchen, mit ihren drei Kindern und Ehemann Gerhard Altenburg, Referent in der Schweriner Bischofskanzlei.



# »Licht in der finsternen Heidenwelt« Weltweite Missionsarbeit im Pfarrhaus in Übersee

Ulrich Schöntube

Ü bernächtigt und doch aufgeregt stieg ich aus dem Flugzeug irgendwo im Nordosten Indiens. Nach einer 24-stündigen Reise war ich endlich angekommen. Das war vergleichsweise schnell. Brauchten doch die Missionare im 19. Jahrhundert sechs Monate für diese Distanz. Die Begrüßung war herzlich, Blumengirlanden wurden mir um den Hals gehängt. Dann wurde ich in einen weißen Ambassador gesetzt und wir fuhren in die Mitte der Stadt Ranchi. Das ist heute die pulsierende Hauptstadt des Bundesstaates Jharkhand. Damals, 1845, als die ersten Missionare hier ankamen, war es ein Dorf. Die ersten Missionare waren Handwerker, die von dem Berliner Pfarrer Johannes Evangelista Goßner (1773–1858) ausgebildet, für den Missionsdienst ordiniert und schließlich nach Indien ausgesandt worden waren. Ihre Motivation und ihr Sendungsbewusstsein waren von der Erweckungszeit geprägt. Man wollte das »Licht« in die »finstere Heidenwelt« bringen. Diese begegnete den Missionaren in den Völkern der indischen Ureinwohner, den sogenannten Adivasi. Auf ihrem Weg wurden die Missionare jedoch selbst Lernende. Sie beförderten bereits im 19. Jahrhundert den Prozess einer Inkulturation durch Bibelübersetzungen, durch die Förderung indigener Musik, durch die Errichtung eines

theologischen Seminars. Sie selbst lebten jedoch weitgehend europäisch und verstanden ihre Lebensführung als beispielgebend für ein christliches Leben. Davon erzählen die verbliebenen Missionarshäuser. Nach einer Fahrt, in der sich der Fahrer geschickt durch Hupsignale den Weg zwischen Rikschas und Mofas bahnte, gelangten wir auf das Kirchengelände. Es beherbergt unter anderem Schulen, ein Theologisches College, eine Fachhochschule, eine europäische Kirche, einen Friedhof. »Du wirst im Lal Bangalo wohnen ...«, sagte der Bischof kurz, »... Lal Bangalo, das heißt übersetzt »Das rote Haus«, das »Herrenhaus.« Wir fuhren auf ein Grundstück mit herrlichen alten Bäumen und hielten vor einem stattlichen alten Gebäude.

Ein idyllischer Ort. Ein paar Stufen führen hinauf. Auf jeder Seite des Hauses gibt es eine Veranda, mit Säulen. Sie sorgt für schattige Eingänge und dafür, dass die Wände der Wohnzimmer sich nicht in der prallen Sonne aufheizen. Innen ist es angenehm kühl. Das Haus besteht aus sechs miteinander verbundenen Räumen, einem Bad, einer Kammer. Früher lebte hier eine Missionarsfamilie, zuletzt ein Ehepaar, das am Theologischen College lehrte. Der Lal Bangalo hat alle Elemente, die zu dem Normaltyp eines Missionshauses gehörten. Bei

»Munter ging es zu bei Tisch. Zehn gehörten zur Grundausrüstung, von der Oma über die Eltern bis zur jüngsten Schwester – die siebente in der Reihe. Meist saßen da noch mehr: Freunde, ein Pflegekind aus einer zerrütteten Familie oder eines, dessen Eltern wegen »Republikflucht« inhaftiert waren, Gäste aus aller Welt, die den Ursprungsort einer ökumenisch orientierten Kirche, nämlich Herrnhut, sehen wollten. Das prägte: ein offenes, gastfreundliches Haus, weltoffen in der Begegnung und in den diskutierten Themen im ansonsten engen, politisch unfreien »Tal der Ahnungslosen« in Ostsachsen. Ich erinnere Gesprächsrunden der Erwachsenen, deren politische Brisanz mir selbst als Kind bewusst wurde.



David Gill  
Jurist

Außenseiter hätten wir sein sollen, als Christen in sozialistischer Umwelt. Oft aber fühlte ich mich privilegiert. Gemeinde als geistliche und geistige Heimat, das lernten wir von den Eltern und erlebten wir selbst – auch durch Musik: Gesungene Tischgebete und Abendlieder kennen und lieben nun auch meine Kinder. Musizieren, instrumental und vokal, gehörte selbstverständlich dazu – auch der vierstimmige Familienchor.«

David Gill wurde 1966 in Schönebeck (Elbe) geboren. Ausbildung als Klempner, bis 1990 Studium der Ev. Theologie, dann Jura; heute Chef des Bundespräsidialamtes. 1991 Theodor-Heuss-Medaille stellvertretend mit mehreren Bürgerrechtlern für die friedlichen Demonstranten 1989.

Leben nach Luther Themenheft

## Das Pfarrhaus als ... Spielplatz



der Baseler Mission wurde nämlich eine bestimmte Bauweise des Missionshauses entwickelt, das von vielen anderen Gesellschaften übernommen wurde. Missionsinspektor Joseph Friedrich Josenhans (1812–1884) wies die Missionare an, wie die Häuser anzulegen seien. Es sollte ein einstöckiges Haus sein, »mit vier bis acht Zimmern, mit Veranda ringsum, die als Korridor, Sonnen- und Regenschutz diene, mit der Längsachse von Ost nach West, damit die Sonne zu der Zeit, da sie durchschien, nur die Schmalseiten bestrahlte«. Die Häuser sollten erhöht gebaut werden, »mindestens auf einem Sockel oder auf einem eigentlichen Unterstock.« Stufen sollten hinaufführen. Dies hatte nicht etwa nur eine repräsentative Funktion, sondern hatte den Grund in der verbreiteten Miasmtheorie der Medizin des 19. Jahrhunderts: »Je näher dem Boden man schlief, desto eher sicherer stellte sich Malaria ein.« Auf dem Boden wären – so dachte man – giftige Dämpfe, die Krankheiten beförderten. Deswegen gingen einige Missionare im Übrigen auch ungern zu Fuß, sondern ließen sich tragen. Neben der Erhöhung des Missionshauses ist die Veranda ein wesentliches Element des Pfarrhauses in Übersee. Sie war nicht nur aus klimatischen Gründen wichtig. Sie diente vor allem als Ort für Besprechungen und Begegnungen. So wird aus der Missionsfamilie Alfred Nottrotts berichtet: »Der Mittelpunkt ist die Mem Saheb, die Frau des Missionars. ... Unter der Veranda sitzt die Mem Saheb. Aber nicht allein. Um sie herum auf Matten eine Anzahl anderer Frauen. Es sind die Frauen der Katechisten und Lehrer der Station ... Jede der braunen Frauen hat ihren Katechismus vor sich. Daraus lernen sie die wichtigsten Hauptstücke. ... Eine Weile hat so der erste Unterricht gedauert, da werden die Bücher weggelegt und die Näharbeit hervorgeholt. Dabei geht's denn nun an ungezwungener Unterhaltung (sic). Die Frauen erzählen von ihren Kindern, deren einige ganz fröhlich dort um sie herumkriechen. Die Mem Saheb weiß manche gar schön und beherzigenswerthe Geschichte.« Die Veranda wurde also als Versammlungsraum

genutzt. In dem idyllischen Bild wird allerdings nicht erzählt, dass es den Einheimischen meist nicht gestattet war, in das Haus zu gehen. Allerdings gab es – und das unterschied das Missionshaus deutlich vom Pfarrhaus in Deutschland – eine gewisse Anzahl von Bediensteten. Davon berichtet folgendes merkwürdiges bauliches Detail.

Endlich hatte ich ausgepackt und ließ mich aufs Bett fallen. Da gewährte ich, wie unglaublich hoch die Räume sind. Fünf Meter, sechs Meter? Sagenhaft. An der Decke sind Ösen. Das fällt auf. Für Lampen konnten sie bei der Höhe nicht gedacht gewesen sein. Aber wofür dann? Nottrott berichtet über das Innere des Hauses folgendes: »Am meisten würde uns beim Eintritt in die Stuben ein großer Fächer auffallen, der an der Decke befestigt ist. Es ist die sogenannte Pankah, ein an Stricken hängender, doppelter Vorhang aus Baumwollenzeug. An der Leine, die durch die Wand nach der Veranda hinausgeht, wird sie in Bewegung gesetzt. Ohne diese Pankah ist in der heißen Zeit der Aufenthalt selbst im luftigsten Zimmer unerträglich. Ohne sie hat man nach wenigen Augenblicken an jedem Finger des herabhängenden Armes einen großen Schweißtropfen, die Arme zittern, der ganze Leib wird matt, der Kopf wüst, die leichteste Arbeit unmöglich. Darum steht den ganzen Tag über, in der schlimmsten Zeit auch des Nachts, ein Kuli auf der Veranda und zieht die Pankah.« Und Nottrott bittet nebenbei bemerkt die Missionsfreunde in Deutschland darum, die Hauskreise in den Gemeinden mögen doch bitte keine wollenen Socken mehr nach Indien schicken: »Das ist gut gemeint, aber so unpraktisch als irgend möglich.«

Die Räume waren also so hoch für den Betrieb der Pankah. Damit verrät uns der Missionar: Es gibt Bedienstete für alle Lebenslagen. »Manche fleißige deutsche Hausfrau wird es nicht fassen können, dass die Frau eines indischen Missionars weder selbst kocht, noch bei der Wäsche hilft.« In der





Amtshof im Kloster Volkenroda in Körner im Unstrut-Heinich-Kreis (Thüringen), erbaut im 17. und 18. Jahrhundert, saniert 1994 bis 1998 unter Architekt Günther Hornschuh. Pfarrer Albrecht Schödl, geboren 1973 in Sondershausen (Thüringen), arbeitet seit September 2007 am Christus-Pavillon und lebt mit seiner Familie in der ökumenischen Kommunität »Jesus-Bruderschaft Kloster Volkenroda«.



Regel arbeiteten ein Koch und ein Wäscher im Missionarshaus. Das sei, so Nottrott, aber bescheiden im Gegensatz zu manchen Haushalten von reichen Engländern, die für jede Arbeit einen besonderen Bediensteten hätten. Es entspräche der indischen Sitte, wonach jeder Eingeborene nicht mehr als eine Arbeit tut. So gibt es Wasserholer, Holzträger, Pferdekutscher, Pferdefütterer usw. Bescheidener ist hingegen das Missionshaus, da die dort lebende Familie zugleich eine beispielhafte und nachahmenswerte christliche Lebensführung abbilden wollte. Dies betraf alle Bereiche des Lebens, die Ehe, die Kindererziehung und eben auch den Umgang mit den Dienstboten. Diesen grundsätzlichen Anspruch, der mit dem Missionshaus in Anlehnung an das deutsche Pfarrhaus verbunden ist, formuliert recht treffend Gustav Warneck (1834–1910), der Begründer der Missionswissenschaft: »Durch die Liebe, in welcher der Missionar mit seinem Weibe ein Leben in herzlicher Gemeinschaft führt, die Achtung, mit der er sie behandelt, ... die Kinderzucht den Verkehr mit den Dienstboten – durch das alles bildet das Haus (!) des evangelischen Missionars inmitten der heidnischen Umgebung eine Missionsstätte, die ohne Worte eine Predigt ist, welche unmittelbar durch die Anschauung wirkt.« Doch die vorgeschriebene Idylle hatte ihre Merkwürdigkeiten und auch ihre Schattenseiten.

Kurz nach meiner Ankunft ging ich das Bücherregal im Lal Bangalo ab. Es zeigte allerlei Romane, die Reisende in dem Gästehaus zurückließen, kämpfend mit dem Übergepäck des Rückflugs. Doch mitten darin war eine alte deutsche Bibel. Im hinteren Teil Familiendaten, Hochzeiten, Kindsgeburten, Todesfälle. Alles ereignete sich in wenigen Jahren zwischen 1880 und 1890. Was wohl aus dieser Familie geworden ist? Zu den Merkwürdigkeiten der Missionarsfamilie gehörte, dass sich die Eheleute sehr oft nicht selbst wählten. In der Regel wurde der Missionar zunächst als Junggeselle in das Missionsgebiet gesandt, während seine künftige Ehefrau als »Missionsbraut« nachgeschickt wurde. So erging es zum Beispiel Carl Wilhelm Ottow (1827–1862), einem Tuchmacher aus Luckenwalde. Er wurde von Johannes Gossner nach Neu-Guinea, heute Westpapua, gesandt, wo er immer noch sehr verehrt wird. Als er etwa ein Jahr dort war, schrieb er seinem vertrauten Pastor Straube in Jüterbog, er möge ihm eine »Gehülfin« senden. Er hatte dabei auch eine konkrete Vorstellung. Es sollte Karoline Nitsche sein, eine Schwester aus einem kirchlichen Krankenhaus. Diese lehnte offenbar ab und so sandte Straube Auguste Letz, die als Haushälterin und Kindermädchen in seinem Haushalt arbeitete. Auguste war sofort von dieser Aufgabe inhaftiert. Noch ohne eine Antwort aus Neu-Guinea zu bekommen, reiste sie über Amsterdam aus. In ihren Briefen nach Hause nannte sie ihren Bräutigam bereits »mein Carl«, obwohl sie ihn noch nie gesehen hatte. Die Ehe der beiden wehrte nur wenige Jahre. Denn Carl Ottow verstarb, wie so viele Missionare und Missionsbräute, an Malaria.

Zu den Schattenseiten der Idylle des Missionshauses gehörte der Umgang mit den Kindern. Sie wurden, wenn sie überlebten, meist mit dem Einschulungsalter nach Deutschland gesandt, zu Verwandten oder in ein Internat. Während dies bei der Gossner Mission nicht durchgehend praktiziert wurde und einige Kinder bei ihren Eltern aufwuchsen, hielt es die Baseler Mission anders. Hier wurden die Missionare regelrecht angewiesen, ihre Kinder elternlos aufwachsen zu lassen. Dies begründete Direktor Joseph Friedrich Josenhans 1853 damit, dass das »Klima des Tieflandes« für die Heranwachsenden nachteilig sei. Auch könne sich »ein moralisches Schamgefühl unter den halbnackten und nackten Heiden« nicht

Ausstellung: Leben nach Luther. Eine Kulturgeschichte des ev. Pfarrhauses



### Hilfe für die Missionsarbeit mit dem Theaterstück *Papua-Spiel* Christian Keyßer (1877–1961) Fotografie, 1930er Jahre

Der Missionar Christian Keyßer schrieb das Theaterstück *Papua-Spiel*. In den 1930er Jahren warb er damit für die kirchliche Missionsarbeit, die nach dem Verlust der deutschen Kolonien schwieriger geworden war. Zugleich wollte er angehende Missionare davor bewahren, Fehler zu begehen. Er empfahl, sich mit den magisch-religiösen Praktiken der indigenen Bevölkerung vertraut zu machen, um diese als »Schwindel« entlarven zu können. Aus seiner Sicht reichte es nicht aus, allein auf die Überzeugungskraft des Evangeliums zu vertrauen. Die Spielhandlung des *Papua-Spiels* griff solche Praktiken auf und zog damit alle Register des Exotismus. Die Mission war stets eng mit dem kirchlichen Geschehen in den Heimatländern der Missionsgesellschaften verbunden. Kollekten in den Gottesdiensten halfen, die Missionsarbeit zu finanzieren. Mit Bildvorträgen brachten die Missionare einen Hauch von weiter Welt und abenteuerlichen Lebensumständen in die Gemeindehäuser.

Deutsches Historisches Museum, Berlin Friedrun Portele-Anyangbe

ausbilden. Schließlich sei das Niveau der Schulbildung viel niedriger als in Europa. Damit mussten die Eltern den besten Teil ihres familiären Lebens für ihren Missionsdienst opfern. Dabei wollten und sollten sie doch gerade mit ihrer Familie ein christliches Beispiel abgeben. Das ist das Paradox des Missionshauses. Viele Kinder sahen ihre Eltern nie wieder. Eine Idylle war das Missionshaus als transferiertes europäisches Pfarrhaus mit dem Anspruch, ein christliches Leben abzubilden jedenfalls nicht. Anders als der Lal Bangalo für den Reisenden heute.

**Ulrich Schöntube**, geboren 1973, Studium der Evangelischen Theologie in Berlin, von 2006 bis 2008 Pfarrer in Berlin-Weißensee, seit 2007 Direktor der Gossner Mission und Vorstandsmitglied des Evangelischen Missionswerks in Hamburg.

# Es kommt darauf an, was Pfarrer daraus machen

Die Theologiestudierenden

Nancy Rahn und  
Wolfgang M. Klein

über das  
Potenzial eines Pfarrhauses  
und den zukünftigen  
Protestantismus

**Ich möchte aus dem derzeit gültigen Pfarrdienstgesetz der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) zitieren. Im Paragraph 39 ist dort zu lesen: »Pfarrerinnen und Pfarrer sind auch in ihrer Lebensführung im familiären Zusammenhang und in ihrer Ehe an die Verpflichtungen aus der Ordination gebunden. Hierfür sind Verbindlichkeit, Verlässlichkeit und gegenseitige Verantwortung maßgebend.« Was bedeutet das für Sie?**

**Nancy Rahn** Es bedeutet für mich zunächst, dass sich das Leben als Pfarrer und das Leben in Familie, Ehe, Partnerschaft nicht trennen lassen: Der ganze Lebenskontext, in dem der Pfarrer steht, ist Teil seiner Berufswelt.

**Es hat sich für Sie also nichts daran geändert, dass Pfarrer kein Beruf, sondern eine Berufung ist?**

**Rahn** Genau, ja.

**Wolfgang M. Klein** Gerade im Pfarrberuf ist es ja unerlässlich, authentisch mit Leuten umzugehen und auf sie zu wirken. Es werden ja gerade diesem Beruf sehr viele Vorurteile entgegengebracht. Deshalb ist es für mich wichtig, als ganzer Mensch zu wirken. Das heißt auch Öffentliches und Privates nicht zu trennen, nicht moralisch zu sprechen und amoralisch zu leben.

**Rahn** Verbindlichkeit, Verlässlichkeit und Verantwortung sind dabei drei Begriffe, die ich als Aufgaben an mich selber stelle, als Ziele, sowohl im Beruf, in Seelsorgegesprächen oder in der Predigt, als auch im Umgang mit meinen Familienangehörigen. Natürlich wird man dem nie ganz gerecht, aber es können drei Basisbegriffe sein, an denen man sowohl das Private als auch das Berufliche orientiert.

**Allerdings werden auch Banker, Lehrer oder Politiker sagen, dass sowohl Verbindlichkeit und Verlässlichkeit als auch Authentizität für ihre Berufe wichtig sind. Was macht den Pfarrer besonders? Müssen sie besser sein, verlässlicher und verbindlicher als es gewöhnlich zugeht?**

**Klein** Nein, darum, besser zu sein geht es mir dabei nicht!

**Rahn** Es geht einfach darum, zumindest zu versuchen, das zu leben, was ich predige. Ein wichtiger Teil dessen ist, dass jeder Mensch Verantwortung trägt, sei er nun Banker, Politiker oder Pfarrer. Und dass jeder Mensch das Potential hat, seine Umwelt aktiv mitzugestalten und dazu auch die Chance bekommen soll. Was ich predige, will ich auch versuchen zu leben.

**Aber braucht es die Institution des Pfarrhauses, um authentisch wirken zu können, verlässlich und verbindlich zu sein?**

**Rahn** Es kann hilfreich sein, weil es mir dann leichter fällt, Beruf und Privatleben zu verbinden. Und es macht mir jeden Tag deutlich, dass ich eben nicht um sechs Uhr abends nach Hause gehe und meinen Talar an den Nagel hänge.

**Folgt man mit diesem Berufsethos nicht genau jener neoliberalen, heute immer bestimmender werdenden Arbeitsmoral, die von allen verlangt, immer verfügbar, maximal flexibel zu sein und im Zweifelsfall das Familien- oder Privatleben der Arbeit unterzuordnen?**

**Rahn** Dem kann man sich wohl in vielen Berufen nur sehr schwer entziehen.

**Wenn es so ist, wird die Frage danach, wofür es das Pfarrhaus braucht, umso dringlicher. Was genau ist denn das Besondere, mit dem sich das Leben in einem Pfarrhaus von einem neoliberalen Arbeitsleben unterscheidet?**

**Rahn** Dass man es ständig, auch zu Hause, mit den Menschen zu tun hat, die einen als Pfarrerin mitten im Leben aufsuchen. Außerdem habe ich die Freiheit, mir meine Arbeit einzuteilen wann ich die Predigt für nächsten Sonntag schreibe, ist mein Problem. Ich hoffe, dass ich Prioritäten setzen können werde: Der Mensch steht im Mittelpunkt.

**Allerdings ist das gerade eines der heiklen neoliberalen Lockmittel, dass man sich die Arbeit selbst einteilen könne. Um den Preis, immer arbeitsbereit sein zu müssen und entsprechend auch immer mehr zu arbeiten.**

**Rahn** Der Pfarrberuf ist eben eine Gratwanderung. Man ist Seelsorger und Theologe auch nach Mitternacht, man muss immer für die Menschen da sein und dennoch auf sich selbst achten.

**Klein** Martin Luther hat mit Blick auf den Dienstbegriff gesagt, Christen sollen tun, was ihnen vor die Füße fällt, was gerade ansteht, so wie es der Dienst der Eltern ist, ihr Kind zu versorgen und gut zu behandeln und der Dienst einer Obrigkeit sein sollte, für das Volk da zu sein.

**Dennoch bleibt die Frage, ob das Pfarrhaus dafür ein dienlicher oder hinderlicher Ort ist.**

**Klein** Es braucht das Pfarrhaus, weil die Leute so wissen: Da wohnt der Pfarrer. Das klingt banal, aber auf diese Weise hat ihr Anliegen einen Ort, wie auch ihr möglicherweise bestehendes sonntagmorgendliches Anliegen einen Ort hat.

**Rahn** Und natürlich hat sich das Pfarrhaus über die Jahrhunderte verändert, so wie sich die Lebensformen geändert haben. Das Pfarrhaus ist immer seltener ein Familienbetrieb, in dem der Mann Pfarrer ist, die Frau ihm den Rücken frei hält, die Leute mit Kuchen und Tee empfängt, hier und da ein schönes Wort anbringt und sich ansonsten um die Kinder sorgt. Aber Potenzial hat das Pfarrhaus als offener Ort nach wie vor. Es kommt darauf an, was die Pfarrer daraus machen.

**Dass das Pfarrhaus sich verändert, muss man ja auch nicht als Niedergangsgeschichte erzählen – der Wandel ließe sich genauso als Befreiungsgeschichte auffassen, in dem das Pfarrhaus von Vorurteilen und falschen Erwartungen befreit wird. Sollte es dennoch seine Vorbildfunktion für die Gemeinde behalten?**

**Klein** Das lässt sich nicht so pauschal sagen. Ob das Pfarrhaus als solches Vorbildfunktion hatte oder zukünftig haben wird, ist vom Kontext abhängig. Zudem verändert jede Pfarrergeneration sowohl Beruf wie auch Haus, weil sie mit anderen gesellschaftlichen Normen aufgewachsen ist als die ihr vorangehende.



**Rahn** Und Vorbild kann ja auch heißen, der Gemeinde zu zeigen: Wir sind eine ganz normale Familie, mit Streit und allem, was dazugehört. Es heißt eben nicht, nach außen etwas vorzuspielen.

**Für die ersten Pfarrhäuser nach Martin Luther war es ja noch wichtig, sichtbare, lebenspraktische Differenzen zum Katholizismus zu setzen. Fällt diese Funktion nach fast 500 Jahren Reformation nicht weg? Braucht es die Überhöhung des Pfarrhauses als besonderen Ort vielleicht gar nicht mehr?**

**Rahn** Es dient zumindest nicht mehr der Abgrenzung. Die Frage ist heute vor allem: Wie nutzen wir die vielen Pfarrhäuser, die es gibt? Wie füllen wir sie? Wie bleiben sie eine Anlaufstelle?

**Klein** Das Pfarrhaus wird ein Ort der Seelsorge bleiben. Ich glaube, dass dies ein Aspekt ist, der nicht verschwinden wird.



**Rahn** Und ein Ort des Dialogs wird es bleiben, ein Ort, an dem die Menschen mit ihrem Redebedürfnis kommen können.

**Das ist für Katholiken in den Häusern der Priester auch so.**

**Rahn** Sicher. Für Protestanten ist es aber auch ein Ort des ganz normalen Lebens. Ein Ort, an dem ein Single-Pfarrer wohnt, eine Pfarrerin mit ihrer Partnerin oder eine fünfköpfige Familie, oder, oder, oder. Das macht, hoffentlich, die niedrige Schwelle eines evangelischen Pfarrhauses aus. In so manch einer Landeskirche gibt es hinsichtlich der Offenheit gegenüber anderen Lebensformen im Pfarrhaus noch akuten Umdenkbedarf.

**Klein** Ganz unnormal leben unsere katholischen Brüder auch nicht, wenngleich sie auf bestimmte Dinge verzichten. Dieser Verzicht bedingt zwar nicht zwingend einen Mangel an seelsorgerischer Kompetenz, verändert jedoch den Ort, an dem der Pfarrer beziehungsweise der Priester lebt.

**Das Pfarrhaus möge besser bleiben, sagen Sie. Es verändert sich, aber es sollte nicht verschwinden. Haben Sie auch eine Vision eines Protestantismus in fünfzig Jahren? Was sollte künftig heißen, protestantisch zu sein?**

**Klein** Das, was in fünfzig Jahren Relevanz hat, werde ich hoffentlich dann verstehen können. Aber es ist nicht so wahrscheinlich, dass ich dies dann im ausgleichenden Maße werde umsetzen können. Das werden dann die Pfarrer jener Tage tun. Für mich ist wichtig, was jetzt vor Augen ist: In was für einer Gesellschaft finde ich mich heute vor, wie kann ich den Menschen das Evangelium vermitteln? Ich hoffe, jetzt wie auch in Zukunft mit dem, was ich sage und denke und nicht zuletzt wie ich lebe, Relevanz zu beanspruchen.

**Rahn** Ich hoffe auf eine Kirche, die keine Angst hat, sich den Herausforderungen unseres Zeitalters zu stellen. Die es immer wieder schafft, Traditionen und Texte in das Leben der Menschen hinein zu übersetzen. Die sich fragt: Was können wir der Gesellschaft mitgeben, was haben wir zu sagen? Als Theologen, die sich auf die Bibel berufen, sagen wir: Gott wendet sich dem Menschen zu, von sich aus, und jeder Mensch hat dadurch eine unbedingte Würde. Das muss, in den unterschiedlichsten Gesellschaftsdiskursen und hinsichtlich der unterschiedlichsten Probleme von uns immer wieder neu formuliert werden.

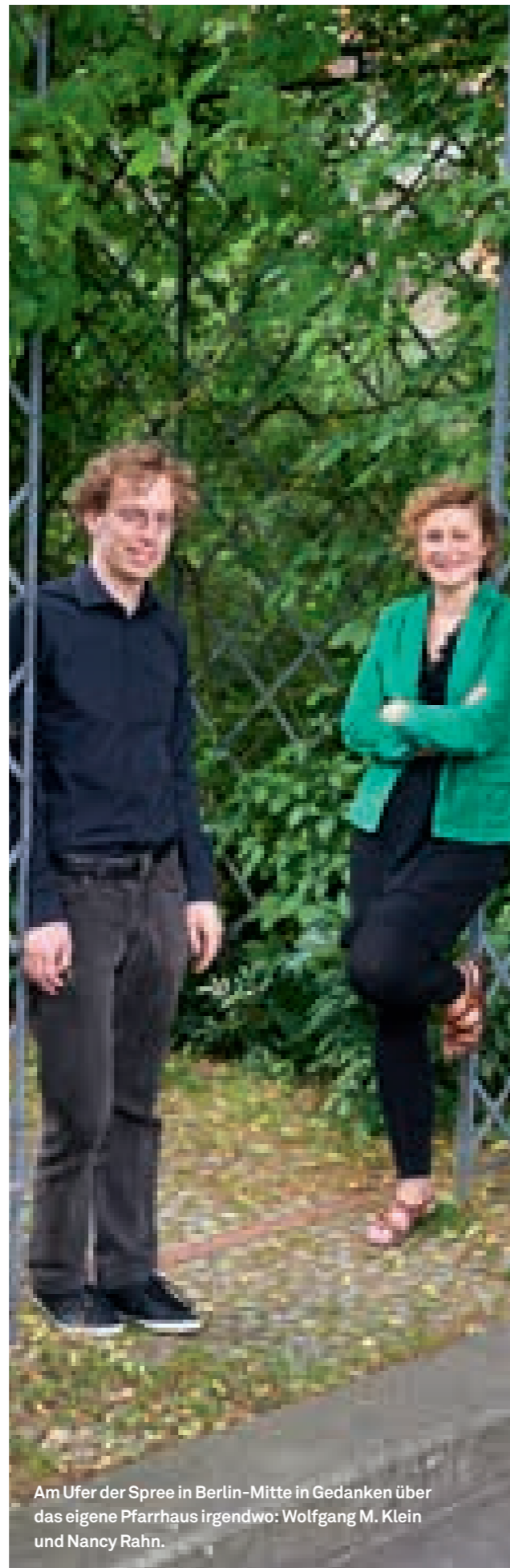
**Kirche gibt es ja ohnehin nur, weil es eine bestimmte Botschaft gibt, die zugleich Zumutung als auch Zuspruch ist: die Botschaft von der Auferstehung, der Gnade, der Offenbarung. Sie verschwände nicht, wenn es keine Pfarrhäuser mehr gäbe.**

**Klein** Ja, es ist die Aufgabe der Kirche, das Evangelium auszubreiten, die alten Texte neu zu verstehen und so das Evangelium immer neu zu verkündigen.

Das Gespräch führte Dirk Pilz.

**Nancy Rahn**, geboren 1989 in Berlin, aufgewachsen in Schwäbisch Hall. Studium der Evangelischen und Ökumenischen Theologie in Tübingen, Jerusalem und Bern mit besonderem Interesse für das Alte Testament und seine Umwelt, engagiert in einer Tübinger Gemeinde.

**Wolfgang M. Klein**, 1991 in Brasov (Kronstadt) in Rumänien geboren, aufgewachsen in der Nähe von Marburg, nach dem Abitur Studium der Evangelischen Theologie an der Humboldt-Universität zu Berlin, neben dem Studium als Sänger und Chorleiter tätig.



Am Ufer der Spree in Berlin-Mitte in Gedanken über das eigene Pfarrhaus irgendwo: Wolfgang M. Klein und Nancy Rahn.

Leben nach Luther Themenheft

# Deutsches Historisches Museum

In Berlins historischer Mitte präsentiert sich das Deutsche Historische Museum in zwei Gebäuden. Das 300-jährige Zeughaus, der bedeutendste erhaltene Barockbau in Berlin, beherbergt die Dauerausstellung *Deutsche Geschichte in Bildern und Zeugnissen*. Über 8.000 ausgewählte Exponate mit einmaligem historischem Zeugniswert präsentieren ein umfangreiches Bild der deutschen Vergangenheit im europäischen und globalen Kontext.

## Leben nach Luther. Eine Kulturgeschichte des evangelischen Pfarrhauses

Ausstellung vom 25. Oktober 2013 bis 02. März 2014

In der 2006 eröffneten Ausstellungshalle von Ieoh Ming Pei präsentiert das Deutsche Historische Museum vom 25. Oktober 2013 bis zum 02. März 2014 neben anderen Ausstellungen die Sonderausstellung *Leben nach Luther. Eine Kulturgeschichte des evangelischen Pfarrhauses*.

Seit Jahrhunderten dient das Pfarrhaus als Projektionsfläche gesellschaftlicher und familiärer Ideale: Ein Hort universeller Bildung und bürgerlichen Lebens, ein Kleinod schöner Künste, das Vorbild christlicher Lebensführung. Diesem bedeutenden Erinnerungsort deutscher und europäischer Geschichte und seiner Entwicklung seit der Reformation widmet sich die Ausstellung mit vielfältigen Exponaten, Erinnerungsstücken und Medien.

Zur Vertiefung stehen Besucherinnen und Besuchern regelmäßig stattfindende öffentliche Führungen, das Familienprogramm *Walpurga, die Pfarrhaus* für Kinder ab 5 Jahren und die Hörführung in deutscher und englischer Sprache zur Verfügung. Zudem können Gruppenführungen in verschiedenen Sprachen gebucht werden. Für Schulklassen der Sekundarstufen I und II bietet das Deutsche Historische Museum zweistündige Geschichtswerkstätten an. Ein spezielles Programm richtet sich an Konfirmandinnen und Konfirmanden.

Die Ausstellung wird von einem Begleitprogramm mit Filmvorstellungen, Vorträgen und Podiumsdiskussionen ergänzt.

**Termine und weiterführende Informationen** [www.dhm.de/ausstellungen/pfarrhaus](http://www.dhm.de/ausstellungen/pfarrhaus)

**Gesamtleitung** Alexander Koch

**Abteilungsleitung Ausstellung** Ulrike Kretzschmar

**Konzeption** Bodo-Michael Baumunk, Shirley Brückner

**Projektkoordination** Rosmarie Beier-de Haan

**Volontärinnen** Kathrin Allmann, Olivia Fuhrich

**Bildung und Vermittlung** Stefan Bresky und Brigitte Vogel-Janotta (Leitung),

Marion Bayer, Philippe Carasco, Julia Danylow, Nikolas Dörr, Susanne Hennig,

Jennifer Kunze, Friedrun Portele-Anyangbe, Alexander Tiedge-de Vries, Emanuele Valariano,

Laura Treml (Praktikantin)

Leben nach Luther Themenheft

Unter den Linden 2

10117 Berlin

Telefon

+49 30 20304-444

Fax

+49 30 20304-543

Internet

[www.dhm.de](http://www.dhm.de)

Öffnungszeiten

täglich 10–18 Uhr

(24.12. geschlossen)

Eintritt

8 €, erm. 4 € (bis 18 Jahre frei)

**Partner und Förderer  
der Ausstellung:**

**Evangelische Kirche in  
Deutschland (EKD)**

[www.ekd.de](http://www.ekd.de)

und

**Internationale Martin Luther  
Stiftung (IMLS)**

[www.luther-stiftung.org](http://www.luther-stiftung.org)

**Begleitprogramm**

Öffentliche Führungen

Führungen für ältere Besucher/

Kombinationsangebot mit

CROSS ROADS – Berlin

mit anderen Augen/

Programm für Kinder

und Familien/

Ferien- und Weihnachts-

programm/

Tage deutscher Geschichte

Gruppenführungen/

Schülerführungen/

Geschichtswerkstätten/

Konfirmandenprogramm

Hörführungen

Vorträge – Geschichte

am Mittwoch/

Podiumsdiskussionen

Filmreihe im Zeughauskino

[www.zeughauskino.de](http://www.zeughauskino.de)

**Besucherservice und Buchung**

Hans Passer

Montag bis Freitag 9–16 Uhr

Telefon +49 30 20304-750

Fax +49 30 20304-759

E-Mail [fuehrung@dhm.de](mailto:fuehrung@dhm.de)

**Katalog zur Ausstellung**

220 Seiten,

Preis circa 25 €

Bestellung [verkauf@dhm.de](mailto:verkauf@dhm.de)

(zzgl. 6 € Versandkosten,

international 9 €)

Ausstellungsinformationen 67

## Impressum

### Herausgeber

Kulturbüro des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD), in Kooperation mit der Stiftung Deutsches Historisches Museum und der Internationalen Martin Luther Stiftung

### Konzeption

Kulturbüro des Rates der EKD:  
Klaus-Martin Bresgott, Hannes Langbein  
Internationale Martin Luther Stiftung:  
Dr. Thomas A. Seidel

### Fotografie

Robert Funke: S. 37, 38, 41, 42, 61, 62  
Jakob Ganslmeier: Umschlag vorne, S. 34  
Aras Gökten: S. 11, 12, 45, 46  
Fabian Klusmeyer: Titelseite,  
S. 15, 16, 19, 20, 28, 29, 31, Umschlag hinten  
Katarzyna Mazur: S. 9  
Andreas Schoelzel: S. 24, 26,  
27, 49, 55, 56, 65, 66  
Yana Wernicke: S. 4, 5, 7, 50,  
51, 53, 57, 58, Rückseite

### Illustration

Imke Trostbach

### Redaktion

Kulturbüro des Rates der EKD:  
Klaus-Martin Bresgott und  
Hannes Langbein  
unter Mitarbeit von Angelika Beer  
und Gudrun Jäger  
Kontakt [www.kultur.ekd.de](http://www.kultur.ekd.de)  
Internationale Martin Luther Stiftung:  
Dr. Thomas A. Seidel  
Stiftung Deutsches Historisches Museum,  
Fachbereich Bildung und Vermittlung:  
Brigitte Vogel-Janotta  
unter Mitarbeit von Marion Bayer,  
Jula Danylow, Friedrun Portele-Anyangbe  
und Laura Tremel

### Bildredaktion

Klaus-Martin Bresgott und Ralf Klöden  
Ausstellungsfenster: Marion Bayer

### Gestaltung

Etc.pp. – Ralf Klöden, Berlin

### Druck

Fata Morgana Verlag, Berlin

### Bildnachweis

S. 8, 22, 32, 36, 54 © Deutsches  
Historisches Museum, Berlin  
S. 13 © Landesmuseum Württemberg,  
Stuttgart, Foto: P. Frankenstein,  
H. Zwietasch  
S. 18 © Privatsammlung Plaul, Weimar  
S. 47 © Landeskirchliches Archiv Stuttgart  
S. 62 © Thüringer Tourismus GmbH  
S. 63 © Archiv Mission Eine Welt,  
Neuendettelsau

### Schutzgebühr 3 Euro

## Filmtipps

### Adams æbler (Adams Äpfel)

Dänemark/Deutschland 2005, 93 Minuten  
Regie Anders Thomas Jensen  
Kamera Sebastian Blenkov  
Darsteller Ulrich Thomsen, Mads  
Mikkelsen, Paprika Steen, Ole Thestrup

### Das weiße Band.

Eine deutsche Kindergeschichte  
Deutschland/Österreich/Frankreich/  
Italien 2009, 144 Minuten  
Regie, Drehbuch Michael Haneke  
Kamera Christian Berger  
Darsteller Leonie Benesch,  
Josef Bierbichler, Rainer Bock,  
Christian Friedel, Burghart Klaußner,  
Susanne Lothar, Ulrich Tukur

### Einer trage des anderen Last ...

DDR 1988, 118 Minuten  
Regie Lothar Warneke  
Drehbuch Wolfgang Held  
Kamera Peter Ziesche  
Darsteller Jörg Pose, Manfred Möck,  
Susanne Lüning, Karin Gregorek

### Forbrydelser (In deinen Händen)

Dänemark 2004, 101 Minuten  
Regie Annette K. Olesen  
Kamera Bøje Lomholdt  
Musik Jeppe Kaas  
Darsteller Ann Eleonora Jørgensen,  
Trine Dyrholm, Nicolaj Kopernikus

### Les destinées sentimentales

Frankreich/Schweiz 2000, 180 Minuten  
Regie Olivier Assayas

Drehbuch Olivier Assayas, Jacques Fieschi  
Darsteller Emmanuelle Béart, Charles  
Berlin, Isabelle Huppert, Olivier Perrier

### Nattvardsgästerna (Licht im Winter)

Schweden 1963, 81 Minuten  
Regie Ingmar Bergman  
Kamera Sven Nykvist  
Darsteller Gunnar Björnstrand, Ingrid  
Thulin, Max von Sydow, Gunnel Lindblom

### Postia pappi Jaakobille (Post für Pastor Jakob)

Finnland/Schweden 2009, 74 Minuten  
Regie Klaus Härö  
Kamera Tuomo Hutri  
Darsteller Kaarina Hazard, Heikki  
Nousiainen, Jukka Keinonen, Esko Roine

### Stars in My Crown

USA 1950, 89 Minuten  
Regie Jacques Tourneur  
Drehbuch Joe David Brown  
Kamera Charles Schoenbaum  
Darsteller Joel McCrea, Ellen Drew,  
Dean Stockwell, Alan Hale

### The Night of the Hunter (Die Nacht des Jägers)

USA 1955, 93 Minuten  
Regie Charles Laughton  
Drehbuch James Agee  
Kamera Stanley Cortez  
Darsteller Robert Mitchum,  
Shelley Winters, Lillian Gish, Evelyn Varden

### There Will Be Blood

USA 2007, 158 Minuten  
Regie Paul Thomas Anderson,  
nach Upton Sinclairs Roman *Oil!*  
Kamera Robert Elswit  
Musik Jonny Greenwood  
Darsteller Daniel Day-Lewis, Paul Franklin  
Dano, Kevin J. O'Connor, Ciarán Hinds,  
Dillon Freasier

### Vredens Dag (Tag der Rache)

Dänemark 1943, 97 Minuten  
Regie Carl Theodor Dreyer  
Drehbuch Carl Theodor Dreyer,  
Poul Knudsen  
Kamera Karl Andersson  
Darsteller Thorkild Roose, Lisbeth Movin,  
Sigrid Neiiendam, Preben Lerdorff Rye

## Kulturkirchen



Kostenlos erhältlich  
im iTunes-AppStore  
und bei Google Play

**Kultur in der Kirche – Kirchen mit kultureller Besonderheit!** Die kostenfreie »Kulturkirchen-App« führt Sie direkt zu evangelischen Kirchen nicht nur in Ihrer Umgebung: In einen besonderen Kirchenraum, zu einem Konzert oder einer Ausstellung. Sie bietet eine kurze Einführung in die Kunst-, Kultur- und Musikgeschichte der Reformation und stellt mit ihren Pionieren und Boten, den Häusern und Liedern ihre Reformatoren und Komponisten, ihre Baumeister und Dichter vor. Das Reformations-ABC gibt erste lexikalische Einblicke in Themen und Begriffe dazu. Kirchengebäude sind in redaktionell aufbereiteten Präsentationen mit allen wichtigen Kontaktinformationen und kunsthistorischen Kurztexthen gelistet, unter anderem alle »Kirchen des Monats« der Stiftung KiBa. Ein bundesweiter Veranstaltungskalender führt Konzerte, Ausstellungen oder Lesungen zusammen. Kurzum: Hier findet sich lebendige Kultur, die die Gemeinden selbstverantwortlich nutzen und terminlich aufbereiten.



Diese Seite **Alte Mauern mit viel Platz für Neues: Pfarrerin Monika Bertram vor ihrem alten, frisch renovierten Pfarrhaus.**  
Rückseite **Schafe im Pfarrgarten Rethwisch im Landkreis Rostock.**

AHNE: ZWIEGESPRÄCHE MIT GOTT  
Heute. Von wegen Simsalabim



Der Beauftragte der Bundesregierung  
für Kultur und Medien

AM ANFANG  
WAR DAS WORT



- A: Na Gott.  
G: Na.  
A: Sag ma, Gott?  
G: Gott.  
A: Witzich. Sag ma, du wohnst doch schon imma hier, oda?  
G: Du wohnst doch schon imma hier, oda?  
A: Och, sind jetzt aba echt Kleenkindascherze, Gott.  
G: Müssen ooch ma sein. Nimm nich allit so schwer, Sportsfreund.  
Lach ma wieda. Sei alban. Lass die Sonne in dein Herz.  
A: Die passt da nich rin, Gott, habick schon vasucht.  
G: Na siehste! Jeht doch. Selbstverständlich wohnick schon imma hier, wo solltick sonst wohn?  
Dit heißt, stümmt nich, bin ja umgezogen, hab ja früha ma inne 63 jewohnt.  
A: Aba ick mein inne Chorina, Gott, da haste imma jewohnt.  
G: Türlich. Obwohl se nich imma Chorina jeheißen hat.  
A: Nee?  
G: Nee. Inne DDR hieße ja Straße der Waffenbrüdaschaft, in Dritten Reich  
Eva Braun-Allee und bei die Neandathala hieße Habbababbbagabba.  
A: Habbababbagabba?  
G: Janz genau.  
A: Habbababbagabba, Gott? Ohne Straße?  
G: Janz recht. Wah ja damals noch keene Straße jewesen, Straßen jabs ja  
damals noch nich, dit wah ja nur'n Trampilpfad, wah dit, von die Neandathala.  
A: Und wo haste da jewohnt?  
G: Na inne 63. Habick doch jesagt.  
A: Aba damals jabs doch noch jakeene Häusa.  
G: Häusa nich, da haste recht. Da stand die 63 alleen uff weita Flur. Wah keen  
Zuckaschlecken, dit kannick dir flüstan, wenn nämich die Neandathala wat jerne machten,  
denn wahn dit Klingilstreiche. Und mangils Altanatiwen blieb die 63 dit einzich erreichbare Opfa.  
Darum habick ja ooch den Homo Sapiens Sapiens hierher jeloct, aus Afrika.  
A: Damit der die Neandathala ausrottit?  
G: Keinesfalls. Ick wollte lediglich, dit der sich dit Häusabaun bei mir abkiekt. Aba denkste!  
Der stand nur blöde rum und glotzte wie'n Gnu. Ick musste ihn erst aklärn, dittick Gott bin und  
ihn nach meinen Ebenbild aschuf und er jetzt deswejen gleichfalls in Häusan wohnen müsse.  
A: Und simsalabim baute der Mensch ...  
G: Noch nich! Der tanzte nur um dit Haus drumrum. Ick kann dir sagen, dit bedurfte weitira Anstrengungen,  
ick musste ihn die Religjon schmackhaft machen, musste jeeignite Medizinmänna awählen,  
die mit allahlei Hokuspokus die Uffmerksamkeit uff sich zogen und denen baute ick denn ooch noch ihre  
Häusa hin. Bis die dit ma selba lernten, ick sage dir, bis dahin flöss noch viel Wassa die Spree herunta.  
A: Denn wahn die ersten Häusa also Pfarrhäusa jewesen, Gott?  
G: Genau. Also Pfarrhäusa hießen se erstma noch nich. Erstma hießen se noch Medizinhäusa.  
Weil die Pfarra ja erstma noch nich Pfarra hießen sondan Medizinmänna.  
Pfarra nannten se sich ja erst späta denn, als die Ärzte dit mit die Medizin lernten und die Hexen.  
A: In Osten, Gott, warick ja ma in einen Pfarrhaus jewesen.  
In Jena. Dit hatte einen sehr schönen Gaten.  
G: Der Gaten Eden, hmm.  
A: Hieß der so?  
G: Ick hab sie sämtlich nach diesen Vorbild anjelegt.  
  
A: Schüss Gott.  
G: Schüss du.  
  
A: Ach, Gott?  
G: Ja?  
A: Findiste dit nich ürgendwie ooch traurich, dit die Neandathala ausjestorben sind?  
G: Sind se ja übahaupt nich. Ick hab sie lediglich vabannt, nachdem se euch dit  
mit die Klingilstreiche beijebracht ham. Wenn se ihr'n Fehla einsehn,  
holick se ooch wieda zurück.

EKD  
KULTURBÜRO

DEUTSCHES  
HISTORISCHES  
MUSEUM

